

Wann immer die Meinungsbildung übersteuert, hat es seinen **DAS** trifft besonders die, von denen eine konservativ-christliche Meinung vertreten **WIRD**. Wenn **MAN** bewusst provoziert, muss man auch mit Gegenwind rechnen. Es braucht **JA** noch nicht mal provozierende Aussagen Menschen, die mit dem Glauben ernst nehmen, werden **WOHL** allein deswegen zu „radikalen Christen“. Dazu lesen Sie **NOCH** viele spannende Beispiele in diesem Heft. An der Grenze dessen, was man im Sinne der freien Meinungsäußerung **SAGEN** darf und übertriebenen Vereinfachungen sich die Geister. Alle Menschen **DÜRFEN** sich öffentlich äußern, sollten dabei aber auf den guten Ton achten. Auch ungeliebte Standpunkte lassen sich in sachliche Argumente kleiden. **... ODER?**

Faszinierende Natur



Unendlich
schön
geschaffen

Rainer Schmidt



Völlig normal
geschaffen

von Hirschhausen



Wunderbar
geschaffen

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Du sollst den Namen des Herrn nicht missbrauchen.“ Jeder Christ kennt diesen Satz aus den Zehn Geboten, die Gott einst für das Volk Israel auf Steintafeln schrieb. Gute, wertvolle Regeln für ein gelingendes Leben sind diese Worte Gottes. Das gilt auch heute noch. Um Gottesfurcht geht es in diesem Gebot, in dem der Schöpfer den Menschen so etwas wie ein „Sprachverbot“ auferlegt: Der Name Gottes ist heilig. Wir sollen ihn nicht missbrauchen. So einfach, so klar.



In den vergangenen Wochen haben wir in der pro-Redaktion immer wieder Fälle diskutiert, in denen es um Sprachverbote ging – wenn auch auf anderer Ebene. Da war beispielsweise

der Bremer Pastor Olaf Latzel. Dessen teilweise überzogene Predigt zum Thema Islam haben einige heftig kritisiert. Andere haben sein Recht auf freie Meinungsäußerung verteidigt.

Politisch korrekt – oder was?

Viele Bürger in unserem Land haben offenbar zunehmend den Eindruck, bestimmte Dinge nicht mehr beim Namen nennen zu dürfen. Autoren wie Thilo Sarrazin, die sich nicht darum scheren, was „man“ sagen oder vielleicht besser lassen sollte, schreiben einen Bestseller nach dem anderen. Offenbar sehen sich viele Bürger nach diesen „Wahrheiten“, die nur noch einige Autoren, die sich den Mund nicht verbieten lassen, verbreiten. Sie schreiben nicht politisch korrekt, wie es so schön heißt.

Olaf Latzels Predigt wurde auch zum Politikum. War das, was er gesagt hat, sogar justiziabel? Oder sollte eine reife, freiheitliche Debattenkultur auch krasse Äußerungen aushalten? Diesen Fragen rund um das Spannungsfeld zwischen Meinungsfreiheit und Sprachverboten sind unsere Redakteure in der Titelgeschichte nachgegangen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre von pro,

Christoph Irion



44



20

Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	19
Kolumne: prost!	41

MEDIEN

Titel: Ende der Diskussion	
Streit um das, was man ja wohl noch sagen darf ...	6
„Klassische Familie Wunschbild Nummer eins“	
Familienbilder in der Werbung	12
Frieden statt Krise	
Impuls von der Journalistin Anna Ntemiris	15

PÄDAGOGIK

Es könnte was passieren ...	
Übervorsichtige Eltern und neugierige Kinder	16

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



16

Auf ihre Kinder müssen Eltern aufpassen – aber manche sind zu vorsichtig.



42



26

POLITIK

„Das Thema Abtreibung treibt mich um“

Politiker und Kolpingwerk-Vorsitzender
Thomas Dörflinger im Gespräch 20

Christen, die widerstanden

Ermordet im Nationalsozialismus.
Die unbekannten Widerständler 22

GESELLSCHAFT

Mein Gott, ist das schön!

Warum Gott die Natur so schön geschaffen hat 26

Unter Druck

Versuch eines Interviews mit Aiman Mazyek 30

Das missbrauchte Fest

Eine Kolumne zu Himmelfahrt von Wolfram Weimer 33

Beim Geld hört der Spaß auf

Kirche und Arbeitsrecht 34

„Ich spüre ihren Schmerz“

Der Mann, der IS-Folteropfer therapiert 36

Mit kurzen Armen ganz normal

Kabarettist und Medaillengewinner Rainer Schmidt 38

KULTUR

Lachen über Fundamentalisten

Islam und Christentum im Kabarettisten-Battle 42

„Glaube hilft im oberflächlichen Showgeschäft“

Das Duo Mrs. Greenbird im Interview 44

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



christlicher
medienverbund
kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,
Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer,
Sebastian Schramm, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert,
Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73513900000040983201, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)

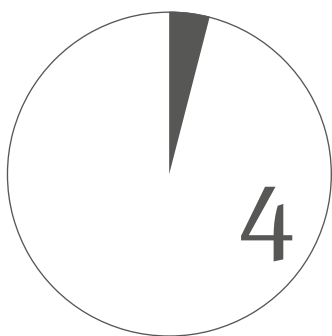


Foto: photosavvy, flickr (CC BY-ND 2.0)

Für viele Europa-Abgeordnete gehört das Recht auf Abtreibung zu den Frauenrechten, die es zu stärken gilt

EU-Parlament: Abtreibung ist Menschenrecht

Das Europäische Parlament hat Anfang März den Tarabella-Bericht verabschiedet. Das nach einem belgischen Abgeordneten benannte Papier fordert, Ungerechtigkeiten gegen Frauen auf verschiedenen Gebieten zu reduzieren, unter anderem am Arbeitsmarkt. Eine Maßnahme ist auch die Stärkung „des Rechts der Frauen, allein über ihren Körper zu verfügen“. An anderer Stelle heißt es, dass „die sexuellen und reproduktiven Rechte grundlegende Menschenrechte sind“, und dass Frauen „durch den einfachen Zugang zu Empfängnisverhütung und Abtreibung die Kontrolle über ihre sexuellen und reproduktiven Rechte haben müssen“. Kritiker fürchten, dass nun das Recht auf Abtreibung als Menschenrecht festgeschrieben wird. Christliche Gruppen hatten sich im Vorfeld gegen den Bericht stark gemacht. Vertreter von CDU, CSU und AfD im Europaparlament kritisierten die Entscheidung, Grünen-Abgeordnete nannten sie „großartig“. | **MORITZ BRECKNER**



4 prozent

... aller 2014 in Deutschland vorgenommenen Abtreibungen hatten medizinische und kriminologische Hintergründe – also Vergewaltigung oder Lebensgefahr für die werdende Mutter. Weitere vier Prozent aller Frauen, die ihr Kind abtrieben, waren jünger als 18 Jahre. Im Umkehrschluss bedeutet dies: Die in der öffentlichen Debatte immer wieder zur Befürwortung von Abtreibung genutzten Argumente, die werdenden Mütter seien zu jung, vergewaltigt worden oder bei einer Fortsetzung der Schwangerschaft in gesundheitlicher Gefahr, spielten bei 92 Prozent aller Abtreibungen keine Rolle. Insgesamt wurden in Deutschland im vergangenen Jahr 99.715 Kinder im Mutterleib getötet – 2013 waren es 102.802. Der stete Rückgang lässt sich offenbar nicht nur mit dem demografischen Wandel erklären. Hans-Jürgen Heilmann vom Statistischen Bundesamt erklärte gegenüber pro, der Anteil der Bevölkerung im „gebärfähigen Alter“ gehe zwar zurück. Um diesen demografischen Effekt des Bevölkerungsrückgangs aber auszublenden, bildeten die Statistiker die Quoten bezogen auf 10.000 Frauen der jeweiligen Altersstufe, erklärte Heilmann. Laut den vorliegenden Zahlen kamen 2014 auf 10.000 Frauen im Alter zwischen 15 und 49 Jahren 55 Abtreibungen, 2004 waren es noch 66. | **MORITZ BRECKNER**

Drei Fragen an Martin Dulig

Martin Dulig (SPD), Minister für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr in Sachsen, ist ein Familienmensch: Mit 16 Jahren wurde er zum ersten Mal Vater, jetzt hat er sechs Kinder. Von ihnen kann er etwas für seine Politik lernen.

pro: Sie stammen aus einem kirchlich geprägten Elternhaus. Inwiefern hat das Ihren Lebensweg und Ihre Überzeugungen beeinflusst?

Martin Dulig: Mein Glaube und mein politisches Engagement in der SPD sind zwei wichtige Säulen in meinem Leben, das prägt mich natürlich. Sie sind die Fundamente, um meine Entscheidungen treffen zu können. Als ganze Familie gehören wir zu unserer Kirchgemeinde. Wir gehen regelmäßig am Sonntag zusammen in den Gottesdienst, auch unsere Kinder nehmen ganz selbstverständlich daran teil. Mir ist es wichtig, dass sie mit und in einem christlichen Wertekanon aufwachsen.

Im Wahlkampf haben Sie auch Privates thematisiert und Einblicke in Ihr Familienleben gegeben. Wie fanden Ihre Frau und Kinder das?

Wir haben davor sehr lange darüber gesprochen und uns diesen Schritt gut überlegt. Ich habe meine Frau und die Kinder gefragt, ob sie damit einverstanden sind. Unsere Kinder konnten selbst entscheiden, ob sie in der Öffentlichkeit und auf Fotos gemeinsam mit mir zu sehen sein wollen oder nicht. Interviews haben sie nicht gegeben. Aber meine Familie gehört einfach dazu.

Um welche (politischen) Themen geht es bei Ihnen zu Hause?

Wir reden über alles das, was in jeder Familie abends besprochen wird. Es geht um Hausaufgaben, die erste Liebe oder den Urlaub. Wir lachen, singen, streiten und weinen. Das ist auch bei einem Politiker zu Hause normal. Natürlich sind meine Kinder neugierig, was ich bei der Arbeit mache, und fragen danach. Ich lerne in diesen Gesprächen unglaublich viel – nämlich wie man Politik einfach und verständlich erklären kann. Beim Thema Mindestlohn haben meine Kinder ziemlich genau verstanden, worum es geht: Sie fordern jetzt nämlich ein Mindesttaschengeld von 8,50 Euro! | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT



Foto: Götz Schleser

Martin Dulig war SPD-Spitzenkandidat im sächsischen Landtagswahlkampf, den er mit einem Küchentisch bestritt: Er wollte mit den Bürgern auf Augenhöhe über Politik reden. So wie zu Hause mit seiner Familie

Lesen Sie das gesamte Interview auf pro-medienmagazin.de:

bit.ly/interview-dulig



Foto: Screenshot pro

Die Sudanerin Mariam Dschahia Ibrahim Ischak sollte hingerichtet werden, weil sie Christin ist. Nach ihrer Rettung soll die Geschichte nun verfilmt werden

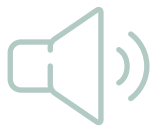
Vom Galgen auf die Leinwand?

Im Sudan drohte Mariam Dschahia Ibrahim Ischak der Tod. Erst nach internationalen Protesten konnte die Christin 2014 ihre vorwiegend islamische Heimat verlassen. Nun könnte ihr Leben unter dem Titel „I Am A Christian“ (Ich bin Christ) in den USA verfilmt werden. Zur Anschubfinanzierung wurde eine Spendenaktion gestartet. Schauspielerinnen Stacey Dash ist für die Hauptrolle in dem Film vorgesehen. Nach Angaben von Förderer Brian Harrington sind Kevin Sorbo, Rachel Hendrix und Ben Davies für weitere Rollen im Gespräch. „Sobald das Projekt in Schwung gekommen ist, im Internet und in der Berichterstattung, wollen wir auch an Ibrahim herantreten, um ihr eine offizielle Mitarbeit anzubieten“, sagte Harrington der Christian Post. Der Träger des Filmprojektes, „Christian Lives Matter, LLC“, ist demnach eigens dafür gegründet worden, um weltweit Filme über religiöse Verfolgung zu produzieren. Im vergangenen Jahr wurde Ibrahim wegen Gotteslästerung und Glaubensabtrünnigkeit (Apostasie) im Sudan angeklagt und zum Tode verurteilt. Als Tochter eines Muslims und einer Christin hatte sich die junge Frau geweigert, zum Islam überzutreten. Dafür drohte ihr die Hinrichtung durch den Strang. Erst nach internationalen Protesten wurde das Urteil aufgehoben. Jetzt lebt Ibrahim mit ihrer Familie in den USA. | NORBERT SCHÄFER



ENDE DER DISKUSSION

Meinungsfreiheit ist eines der wichtigsten Verfassungsgüter in Deutschland. Und doch klagt die Öffentlichkeit oft gerade jene an, die von diesem Recht Gebrauch machen. Besonders erfreulich ist der Blick auf die deutsche Debattenkultur nicht. Er zeigt aber auch: Nicht alles, was Recht ist, ist auch richtig. | VON ANNA LUTZ, STEFANIE RAMSPERGER UND SWANHILD ZACHARIAS



BIRGIT KELLE



Foto: Kersin Pukall

Die Journalistin Birgit Kelle hat schon mehrmals negative Erfahrungen mit dem Thema Debattenkultur gemacht. Die Katholikin eckt mit ihrer konservativen Meinung oft an. Nach ihrem Besuch bei der Talkshow „Hart aber Fair“ im Jahr 2012 zum Thema Adoptionsrecht für Homosexuelle bezeichnete sie ein Journalistenkollege öffentlich als „Hexe“. „Manche möchten mich wohl gern in Flammen aufgehen sehen. Mit sowas muss man heute rechnen, wenn man in einer medialen Welt den Kopf rausstreckt und feste Standpunkte verteidigt“, sagt sie. Sie sei auch mit Ausdrücken wie „ewiggestrigte, dumme Kuh“, „Nichte des Teufels“, „dümmliche Bratze“ oder „Katholikennutte“ beschimpft worden. Man müsse sich ein dickes Fell zulegen, wenn man von der öffentlichen Meinungsfreiheit Gebrauch machen wolle, ist Kelles Erfahrung.

Einen großen Anteil daran, dass Diskutanten in ihren Äußerungen häufig über die Stränge schlagen, habe auch das Internet. Dass die öffentliche Meinung sich zum Beispiel über soziale Medien Luft mache und einen Gegenpol zur „oft einseitigen Meinungslage in etablierten Medien“ bilde, sei zwar positiv. Die Anonymität des Internets verleite jedoch auch zu Beleidigungen. So werde oft nicht mehr über Themen, sondern über Personen gestritten: „Heute wird man nicht mehr sachlich widerlegt in seiner Position, sondern sozial geächtet, wenn man auf der vermeintlich falschen Seite liegt.“ Sie selbst sei oft schon zur „Persona non grata“ erklärt worden. Öffentlichkeit und Medien hätten gar nicht zuhören wollen, was sie zu sagen habe, sondern hätten gewollt, dass sie schweige.

Kelle bedauert, dass die echte Debattenkultur in Deutschland langsam einschlafe: „Vor lauter Konsensdenken ist die Streitkultur verloren gegangen.“ Außerdem nimmt sie eine „Schweigespирale“ wahr. Bürger hielten sich mit ihrer Meinung zunehmend zurück, weil sie Angst hätten, ihre Meinung sei nicht erwünscht. Sie zögen es deshalb vor, nichts zu sagen. Die vierfache Mutter ist aber auch überzeugt, an einem Wendepunkt in der Debattenkultur zu stehen. Die Gründung der Partei Alternative für Deutschland oder die Pegida-Bewegung sind für sie Indizien dafür, dass „es unter der Decke brodelt“ und Gesprächsbedarf besteht. Wichtig für eine gute Debatte sei aber auch, in Erwägung zu ziehen, dass die Gegenseite möglicherweise Recht haben könne. „Wir müssen wieder lernen, Gegenmeinungen auszuhalten. Das ist in meinen Augen gelebte Toleranz.“

Wer öffentlich eine andere Meinung als die des Mainstreams vertritt und dabei kein Blatt vor den Mund nimmt, hat es oft schwer. Besonders häufig trifft es diejenigen, die eine konservativ-christliche Meinung vertreten. Für Öffentlichkeit und Medien scheinen kritische Äußerungen zum Islam, zur Homosexualität oder zur aktuellen Familienpolitik ein gefundenes Fressen zu sein. Nicht selten erntet der Kritiker einen Shitstorm in den sozialen Medien oder wird für seine Äußerungen pauschal verurteilt oder beleidigt.

Klar, wer bewusst provoziert, muss mit Gegenwind rechnen. Manchmal braucht es aber gar keine provozierenden Aussagen. Menschen, die es mit dem Glauben besonders ernst nehmen, werden allein deswegen zu „radikalen Christen“. So geschehen in einem Beitrag des Norddeutschen Rundfunks (NDR) über den „Kongress christlicher Führungskräfte“. Regelrechte „Hassbriefe“ erreichen auch viele Journalisten, die oft nur ihrem Handwerk nachgehen und aktuelle Entwicklungen in Politik, Medien und Gesellschaft kritisch einschätzen. Das Ausmaß dieser Zuschriften spiegelt sich zum Beispiel in der „Hate Poetry“ wieder. Ähnlich eines Poetry Slams rezitieren die Journalisten dabei hasserfüllte Leserzuschriften. Wortwahl und Inhalt dieser Nachrichten schockieren und überschreiten nicht selten die Grenze des guten Geschmacks.



Foto: pro

MATTHIAS MATUSSEK

Einer, der ganz selbstverständlich und offensiv über seinen christlichen Glauben spricht, ist der ehemalige Spiegel-Autor, jetzige Welt-Kolumnist und Katholik Matthias Matussek. Was linksgerichtete Medien wie die Tageszeitung taz oder so mancher Protestant zu konservativ finden, ist ihm gerade konservativ genug. Er ist ein Freund des ehemaligen Papstes Benedikt XVI., schätzt den Zölibat und bezeichnete sich im Februar 2014 in einem Artikel satirisch, wie er betont, als „wahrscheinlich homophob“.

In einer von ihm rezensierten Talkshow sprach Brigit Kelle über ihr Partnerschaftsideal: „Mann, Frau, Kinder, eben eine Familie“, und wurde von der Moderatorin zurechtgewiesen: „Finden Sie nicht, dass das eventuell schwulenfeindlich ist?“ Daraus schloss Matussek in seiner Polemik: Wenn das Reden über Familie als schwulenfeindlich gilt, „dann bin ich wahrscheinlich homophob“. Und er führte weiter aus: „Ich lasse mir meine Gedankenfreiheit nicht nehmen, das gehört zu meinem Stolz als Publizist.“

»

» An eben dieser Gedankenfreiheit stoßen sich aber nun so einige. Der Welt-Artikel mit der Überschrift „Ich bin wohl homophob. Und das ist auch gut so“ wurde zwar zig tausende Male geklickt und in sozialen Netzwerken geteilt. Der Preis dafür aber sei ein Shitstorm im Netz und eine Ächtung innerhalb der Redaktion gewesen, erinnert sich Matussek. „Es wurden gleich vier Gegenkommentare zu meinem veröffentlicht“, sagt er im Gespräch mit pro. Man habe wohl sichergehen wollen, dass seine Meinung auf diesem Weg „gründlich ausgeräuchert“ werde. Das und die Angriffe, die er auf Facebook bekam, seien ihm „schon sehr an die Nieren gegangen“. Es gebe bestimmte Themen, „da ist mit Debatte nicht viel“, sagt er. Dazu zählt für ihn das Homo-Thema, ebenso aber auch die Gender-Thematik und der Glaube selbst. Talkshows habe er als Tribunale erlebt: „Wenn man dort über den Glauben spricht, hat man das Publikum automatisch gegen sich.“ Menschen wie er, die eine vorgefasste Meinung der Gesellschaft hinterfragten, störten in den Augen der Zuschauer, die er zusammen mit manchen Sendungsmachern als „Sittenpolizei“ bezeichnet. Matussek will nicht so weit gehen, von einer systematischen Zensur in Deutschland zu sprechen. Die Meinungsfreiheit sei grundgesetzlich garantiert. Dennoch müsse jeder, der sich strittig äußere, mit den Konsequenzen leben. Hinter seiner Homophobie-Aussage von damals steht er trotzdem noch. Mit einer Einschränkung: „Über die schwule Liebe kann ich mir kein Urteil erlauben, die kann natürlich genauso stark oder genauso oberflächlich sein wie die der ‚Heteros‘. Aber dass sie keine Nachkommen zeugen kann, ist einfach eine biologische Tatsache.“

Gerade gläubige Menschen müssten ausdrücken können, was ihnen auf dem Herzen liege. „Sonst wird man krank“, ist er überzeugt. Jungen Kollegen aber rät er: „Wer am Anfang steht, sollte nicht gleich alle Geschütze abfeuern – ein alter Sack wie ich hat es ein bisschen einfacher.“

„Wenn man [in Talkshows] über den Glauben spricht, hat man das Publikum automatisch gegen sich.“

Dass Andersdenkende von Medien und Öffentlichkeit oft pauschal und undifferenziert verurteilt werden, zeigen auch viele Reaktionen auf Äußerungen der Journalisten Matthias Matussek, Birgit Kelle oder Christiane Florin.

Warum ist das so? Lläuft die deutsche Debattenkultur aus dem Ruder? Und wo ist tatsächlich die Grenze dessen, was man öffentlich sagen darf und sollte?

„Katholikennutte“: Einige Leserkommentare sind rechtswidrig

Rechtsanwalt Severin Müller-Riemenschneider, unter anderem zuständig für Medien-, Presse- und Persönlichkeitsrecht und Inhaber der Media Kanzlei Frankfurt, unterscheidet beim Thema Meinungsfreiheit zwischen Tatsachenbehauptungen und Meinungen. So seien unwahre Aussagen nicht mehr Teil der Meinungsfreiheit und griffen das Persönlichkeitsrecht an. Sie sind damit justiziabel. Wahre Tatsachenbehauptungen über eine Person, auch wenn sie unschön sind, müssen Betroffene dagegen hinnehmen – solange sie nicht deren Privatsphäre angreifen. Gegen Meinungsäußerungen juristisch vorzugehen sei schwierig. Sie genössen einen weiten Schutz, erklärt Müller-Riemenschneider. Die Grenze der Schmähkritik – also die Herabsetzung einer Person statt einer Diskussion um die Sache an sich – dürfe jedoch nicht überschritten werden. „Überspitzte und polarisierende Meinungen sind zulässig“, sagt der Anwalt.

Bei Presseberichten gebe es kein „Schema F“, nach dem diese



Foto: Antje Siemon

CHRISTIANE FLORIN

„Kann es wirklich sein, dass solche Briefe von Menschen geschrieben wurden, die sich Christen nennen?“ So spekulierte Anfang des Jahres ein Leser in einem Brief an die Redaktionsleiterin von Christ und Welt, Christiane Florin. Die Beilage können Leser der Wochenzeitung Die Zeit abonnieren. „Solche Briefe“ waren Leserschriften, die Florin zuvor veröffentlicht hatte – allesamt Reaktionen auf einen kommentierenden Text, den sie zu Jahresbeginn geschrieben hatte. Darin begründete sie, warum sie eine Anzeige des Hilfswerks „Kirche in Not“ ablehnte. Ihre Argumentation: In der Anzeige, die den „Kongress Weltkirche“ ankündigen sollte, hieß es unter anderem: „Gegen den Strom von Meinungsdictatur und Political Correctness.“ Damit seien in der Anzeige demokratische Staaten wie die Bundesrepublik gemeint, schrieb sie. »

» Dieses Land als Diktatur zu bezeichnen, sei eine Diffamierung und deswegen werde die Anzeige nicht gedruckt, entschied die Redaktionsleiterin. Redaktionen sind frei, solche Entscheidungen zu treffen. Entscheidungen, die andere als falsch empfinden mögen. Aber das Recht auf einen Abdruck ist nicht käuflich. Insofern war Florins Verhalten korrekt – für zahlreiche Leser aber offenbar keinesfalls nachvollziehbar. „Sie kotzen mich an“, war noch eine der harmloseren Reaktionen auf Florins Text, die Christ und Welt später veröffentlichte. In den Briefen beschimpften die Absender sie wüst und in der Wortwahl unterirdisch als „Abfickhure“ oder „Himmlerschlampe“. „Die Äußerungen waren zum Teil strafrechtlich relevant“, sagt Florin zu pro. Ihr Anwalt habe ihr dennoch davon abgeraten, juristisch gegen die Schreiber vorzugehen. Solche Verfahren würden häufig wegen Geringfügigkeit eingestellt.

Florin hat nichts gegen scharfe Reaktionen. Vielmehr sieht sie den Austausch von Argumenten als wichtigen Grundpfeiler von Öffentlichkeit. Dieser Austausch leide aber verstärkt – auf beiden Seiten. „Auch wir Journalisten machen Fehler, zum Beispiel verbreitet sich ein Trend zur persönlichen Diffamierung. Das sollten wir nicht tun. Aber in dem katholischen Milieu, das ich kritisiert habe, gibt es die Neigung, jede Kritik mit Verleumdung und Verfolgung gleichzusetzen.“ Die Grenzen des guten Geschmacks müssten beide Seiten einhalten. Früher sei sie davon ausgegangen, dass ein Zeitungsleser prinzipiell Interesse am Weltgeschehen habe, diese Haltung dominiere jedoch gerade im Internet längst nicht mehr. Medien seien nun vielmehr dazu da, das eigene Weltbild zu bestätigen. Die Gründe dafür seien vielfältig. Zunächst sei vielen Bürgern das Gefühl abhanden gekommen, es als ihre Pflicht anzusehen, informiert zu sein. Dazu komme ein immer stärker werdendes Verlustgefühl, getreu dem Motto: „Meine Position setzt sich nie durch, sie wird nicht einmal wahrgenommen.“ Aber auch die Medienschaffenden hätten ihren Teil dazu beigetragen: „Leser, die seriöse Berichterstattung erwarten, haben wir mit zu seichtem Journalismus enttäuscht“, sagt Florin. Dabei sei die Grenze zwischen berechtigter Kritik und persönlichen Angriffen verwässert. „Grundsätzlich gilt ja für den medialen Umgang miteinander nichts anderes als im normalen zwischenmenschlichen Bereich“, sagt Florin, und weiter: „Ich glaube, dass viele den Maßstab haben, dass sich Christsein darin zeigt, dass man bestimmte Dinge einfach unterlässt. Aber ich habe erlebt, dass auch im Namen des Christentums ungebremst Hass rausgelassen wurde.“ Den offenen Diskurs hält sie dennoch für notwendig. Florin beispielsweise teilt die Ansichten von Olaf Latzel nicht. „Aber ich wünsche mir, dass man sich inhaltlich damit auseinandersetzt, dass man fragt: Welches Gottesbild vertritt Herr Latzel und hat das eine Berechtigung?“

als zulässig oder unzulässig eingeordnet werden könnten: „Die Frage nach einer Verletzung des Persönlichkeitsrechts ist am Einzelfall zu prüfen.“ Wenn sich Welt-Journalist Matthias Matussek mit einem Begriff wie Homophobie in die Öffentlichkeit begeben müsse, müsse er mit härterer Kritik rechnen als jemand, der sich nicht öffentlich zu dem Thema äußere. Vor einem Jahr schrieb er in der Tageszeitung Die Welt, die homosexuelle Liebe sei „selbstverständlich eine defizitäre“, weil sie ohne Kinder bleibe.

Die Beschimpfungen, die Birgit Kelle wegen ihrer konservativen Ansichten zum Thema Gender über sich ergehen lassen musste, erscheinen Müller-Riemenschneider als rechtswidrig. In ihrem Fall liege Schmähkritik vor. „Es ist stets die Auseinandersetzung in der Sache zu suchen. Begriffe wie der der ‚Katholikennutte‘ haben hier sicherlich nichts verloren und sind geeignet, die Betroffene in ihrem Persönlichkeitsrecht zu verletzen“, erklärt der Medienrechtler.

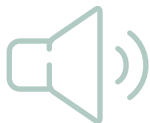
Im Gegensatz dazu könne Olaf Latzel, jener Bremer Pastor, der in einer Predigt von katholischem „Reliquiendreck“ sprach, für seine Äußerungen zivilrechtlich belangt werden. Jedoch sei es in seinem Fall schwer, eine „individuelle Betroffenheit des Beleidigten“ festzustellen, die Grundlage für ein rechtliches Vorgehen ist. In Kauf nehmen müsse der Bremer Pfarrer aber eine harte Reaktion der Öffentlichkeit. Auch hier weist Müller-Riemenschneider darauf hin, dass die Grenze der Schmähkritik nicht überschritten werden darf.

Müller-Riemenschneider wünscht sich eine „gewaltfreie und versachlichte Diskussionskultur“ in Deutschland. Jeder müsse seine Meinung ohne Angst vor den Reaktionen der Öffentlichkeit äußern können. Eine „objektive Diskussionskultur“ sei davon geprägt, sich mit der Sache auseinanderzusetzen, statt von Diffamierungen. Das gelte aber nicht nur für die Medien, sondern für „jeden, der am öffentlichen Meinungsbildungsprozess teilnimmt“.

Zwei Juristen, drei Antworten

Die Frage nach den Grenzen der Religions- und Meinungsfreiheit sind alles andere als leicht festzulegen, weiß Carmen Thiele. Sie ist Jura-Professorin an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) und forscht unter anderem zum Menschenrechtsschutz. Denn wer wissen will, ob ein Pfarrer wie Olaf Latzel zum Beispiel in einer Predigt sagen darf, dass das muslimische Zuckerfest „Blödsinn“ ist, der muss nicht nur das Grundgesetz zu Rate ziehen, sondern auch die Grundrechtecharta der Europäischen Union, die Europäische Menschenrechtskonvention des Europarates und den Menschenrechtspakt der Vereinten Nationen.

Die Religions- oder Meinungsfreiheit könne immer dann eingeschränkt werden, wenn sie unter anderem die Grundrechte Dritter beschneide. Im Fall Latzel sei dies nach Thiele allerdings nicht gegeben. „Die anderen müssen das aushalten“, sagt sie über seine Worte. Gerichte schränken die Meinungsfreiheit nur im äußersten Fall ein. Das gelte auch für publizistische Äußerungen wie die von Matthias Matussek. „Ich bin wohl homophob. Und das ist auch gut so“, lautet die Überschrift eines Artikels von ihm. „Herr Matussek hat ein Recht dazu, seine Meinung so zu äußern“, sagt Thiele. Sollte ein Journalist oder Pastor allerdings öffentlich Dinge fordern, die die „Grundfesten der Demokratie erschüttern“, werde es justiziabel. Konkret be-



NORA STEEN



Foto: privat

Das Wort zum Sonntag ist so etwas wie die größte Kanzel Deutschlands. Wöchentlich erreicht die vierminütige Verkündigungssendung in der ARD rund zwei Millionen Zuschauer. Was aber darf eigentlich im Öffentlich-Rechtlichen gepredigt werden? Eine der populärsten Sprecherinnen der Show ist die Hildesheimer Pastorin Nora Steen. In einem Wort zum Sonntag zum Eurovision Song Contest 2012 forderte sie mehr Menschenrechte in Aserbaidschan. Als Travestiekünstler Tom Neuwirth alias Conchita Wurst den Wettbewerb im vergangenen Jahr gewann, erklärte sie im Wort zum Sonntag, auch Transsexuelle seien unendlich von Gott geliebt. Für Proteste sorgte überdies eine Adventsandacht, die sie 2013 hielt. Darin predigte sie über den Weihnachtszauber, Kerzen und Tannenduft – sagte aber nicht direkt, worum es an Weihnachten eigentlich gehe, so der Vorwurf des Christlichen Medienverbundes KEP: „Leider sprach sie nicht mit einer Silbe davon, was Advent für Christen bedeutet: Die Erwartung der Ankunft Jesu Christi“, erklärte der damalige Geschäftsführer Wolfgang Baake öffentlich, und weiter: „Folgt man Frau Steen, könnten wir von nun an auch von ‚Wellness- und Gourmetwochen‘ sprechen, das wäre immerhin ehrlich. Ist es nicht eine viel größere Ermutigung, dass Jesus Christus zu uns kommt, um zerbrochene Herzen zu heilen und uns mit Gott zu versöhnen?“ Den Namen Jesus erwähnte sie nicht ein einziges Mal. Im Internet erhielt Baake Zustimmung, direkte negative Zuschauerzuschriften kamen bei Steen nicht an, sagt sie. Dabei ging es bei der Kritik des Christlichen Medienverbundes KEP nicht darum, Steen den Mund zu verbieten, sondern – im Gegenteil – sie zu motivieren, mehr zu sagen, nämlich zu Weihnachten auch auf Jesus hinzuweisen. Die Frage bleibt: Was kann und darf in einem Wort zum Sonntag gesagt werden? Steen erklärt das so: „Beim Wort zum Sonntag müssen wir uns ständig die Frage stellen, wie wir das Evangelium mit den Worten unserer Zeit verkünden.“ Tatsächlich schalteten viele ab, wenn sie zu oft den Namen Jesus hörten. Deshalb suche sie nach emotionalen Zugängen. Dennoch komme ein Wort zum Sonntag „nicht ohne die klare Botschaft aus, dass jeder Mensch ohne Ansicht seiner Taten unendlich von Gott geliebt ist“. Die Verantwortung für die Inhalte der Verkündigungssendung liegt allein bei den Kirchen. Dennoch schauen Redakteure am Ende noch einmal über die Worte, prüfen sie auf Massenkompatibilität. »

deutet das: Wer sagt, dass er Schwule nicht mag, bewegt sich in rechtlich sicheren Gewässern; wenn er ihre Todesstrafe fordert, dann nicht mehr. Wer also zum Beispiel nationalen, rassistischen oder religiösen Hass sät, zu Diskriminierung oder Feindseligkeit aufstachelt, der muss damit rechnen, dass seine Meinungsfreiheit eingeschränkt wird. Es müsste aber immer von Fall zu Fall entschieden werden. „Und wissen Sie“, sagt Thiele schließlich, „im Recht gilt folgender Satz: Fragen Sie zwei Juristen und Sie bekommen drei Antworten.“ Soll heißen: Das Gesetz ist Auslegungssache und was ein Gericht heute entscheidet, kann morgen durch ein anderes widerlegt werden.

Verhalten und Äußerungen in Öffentlichkeit und Medien werden oft auch nach der „policial correctness“ beurteilt. Politische Korrektheit hat heute zwei Bedeutungen: Der ursprünglich aus den USA stammende Begriff sollte die Idee zum Ausdruck bringen, dass Minderheiten nicht länger durch Sprache oder Handlungen benachteiligt werden sollten. In den 90er Jahren erlebte die Welle der political correctness einen sensationellen Erfolg. Innerhalb von nur fünf Jahren stieg die Verwendung des Begriffs in den amerikanischen Medien von 15 auf fast 7.000 Nennungen.

Die eigentlich gute Sache, nämlich Missbrauch zu vermeiden, schlug aber schon bald in eine Gegenreaktion um. Die politische Korrektheit treibe zu weite Blüten, bemängelten zunächst vor allem Konservative in den USA. Kritiker empfanden, dass die politische Korrektheit zu einer Zensur und Einschränkung der Meinungsfreiheit führe. Heute wird der Begriff häufiger in diesem kritischen Zusammenhang verwendet als in seiner ursprüng-

» Ein Pastor wie Olaf Latzel werde sicherlich nicht dazu kommen, in der ARD zu den Zuschauern zu sprechen: „Unsere Aufgabe ist es, dialogfähig zu sein, die Zuschauer mit einzubeziehen und nicht missverständlich zu polarisieren“, sagt Steen. Dennoch wünscht sie sich, dass das Wort zum Sonntag tiefschürfender wird: „Was passiert zum Beispiel, wenn ich ein Wort zum Sonntag so vorbereite wie eine Predigt, also kirchlicher spreche? Das geht in diesem kurzen Format leider nicht. Weil es eben an Kirchenferne gerichtet ist, die am Samstagabend an anderen Dingen interessiert sind. Was ich im Gottesdienst predige und was ich im Wort zum Sonntag sage, unterscheidet sich oft sehr stark.“ Die Kritik des Christlichen Medienverbundes KEP hat sie kaum gestört: „Es hat mich nicht so getroffen, weil ich mich nun wirklich nicht schäme, Jesus zu sagen“, erklärt sie, und fragt: „Misst sich die Verkündigung daran, wie oft ich Jesus sage?“ Ihrer Meinung nach ist das Wort zum Sonntag erstens auch politisch und zweitens vor allem an jene gerichtet, die sich der Kirche sonst nicht nähern. Deshalb sieht sie es als ihre Aufgabe an, Türöffner zu finden, die die Menschen nach Gott suchen lassen. „Jemanden, den ich nicht direkt vor Augen habe, innerhalb von vier Minuten zu missionieren, sodass er sofort sagt: Ich bin Feuer und Flamme und ändere mein Leben“ – das sei doch eher unwahrscheinlich, sagt sie.

lichen Intention. Hierzulande hat das Gender Mainstreaming mit seinen sprachlichen Verrenkungen nicht nur für Erheiterung, sondern auch für Bitterkeit gesorgt. Kaum eine Nachricht von Seiten der Evangelischen Kirche in Deutschland wurde so intensiv diskutiert wie die der Errichtung des Genderzentrums – und den damit einhergehenden Bemühungen um eine mutmaßlich gerechte Sprache. Völlig übertrieben, meinten viele.

Schwedische Vögel nun politisch korrekt

Fakt ist, dass viele Aktionen für politisch korrektes Handeln unstritten sind. Als kürzlich die schwedische Ornithologische Gesellschaft zehn Vogelarten umbenannte, weil sie Namen trugen, die bestimmte Bevölkerungsgruppen diskriminieren, erntete sie Kritik. „Viele haben uns als politisch korrekte Feiglinge bezeichnet“, sagte der Vorsitzende der Gesellschaft. Auch die Oxford University Press geriet in die Kritik, als sie Autoren dazu aufforderte, in Bild und Text auf Schweine und Würstchen zu verzichten – mit Rücksicht auf religiöse Gefühle von Muslimen und Juden. Diese bezeichneten die Forderung mehrheitlich als „absoluten Quatsch“ und sprachen damit wohl vielen Menschen aus der Seele, die sich über politisch korrekte Sprachverwirrungen ärgern.

An der Grenze zwischen freier Meinungsäußerung, übertriebener Vorsicht und justiziablen Inhalten scheiden sich die Geister. Fest steht: Wer sich nicht benehmen kann, sollte sich nicht öffentlich äußern. Meinungen und Standpunkte – auch wenn sie unbeliebt sind – lassen sich auch in sachliche Argumente kleiden. ■



OLAF LATZEL

Auch der Bremer Pastor Olaf Latzel scheut sich nicht, öffentlich von seinem Glauben zu reden. In seinen Predigten wählt er deutliche Worte. Eine Predigt, in der er erklärte, warum ein Christ keinen anderen Gott als den christlichen verehren solle, wurde ihm zum Verhängnis. Im Zusammenhang mit dem muslimischen Zuckerfest ließ er das Wort „Blödsinn“ fallen, Buddha sei ein „dicker, alter, fetter Hahn“ und bei der Katholischen Kirche sprach Latzel von „Reliquiendreck“. Harte Worte, für die er sich anschließend entschuldigte. Diese Formulierungen hätten so nicht in seinem Predigtkonzept gestanden, sagte er zu pro. Er predige immer frei und so sei es unbedacht zu diesen Äußerungen gekommen. Andersgläubige habe er nicht verletzen wollen. Dem sich anschließenden Shitstorm konnte er dennoch nicht entgehen. Nach Radio Bremen sei die Evangelische Kirche auf seine »



Foto: privat

» Predigt aufmerksam geworden, die sie als eine „Predigt des Hasses“ bezeichnete. „Die Medien machten dann ‚Hassprediger‘ daraus“, erinnert sich Latzel und meint damit unter anderem Artikel bei Spiegel Online oder der Tageszeitung taz. Er beklagt, dass es für ihn keine Chance gegeben hätte, sich zu erklären. Die Bremische Evangelische Kirche habe direkt Position gegen ihn bezogen, ohne vorher mit ihm zu sprechen. Die Predigt sollte Antworten auf Fragen der Gemeindemitglieder liefern, sie habe also einen „innergemeindlichen Hintergrund“ gehabt, rechtfertigt der Pastor seine Worte. Das habe jedoch niemand hören wollen. Durch den Shitstorm in den Medien wurde schließlich auch die Politik aufmerksam, die Bremische Bürgerschaft diskutierte im Landtag über Latzels Predigt und verurteilte sie anschließend. Auch die Staatsanwaltschaft schaltete sich ein. Sie prüft derzeit, ob Volksverhetzung vorliegt.

„Es ist unmöglich, wie mit mir umgegangen wurde“, sagt Latzel über die Vorgehensweise der Öffentlichkeit und der Medien, obwohl eine einfache Kritik an seiner Wortwahl nicht ganz ungerechtfertigt scheint. Auch wenn er sich für möglicherweise verletzende Äußerungen entschuldigte – zu dem Inhalt seiner Predigt steht er weiterhin. Ihm gehe es darum, das Evangelium in klaren Worten zu verkündigen. „Wahrer Glaube ist reformierender Glaube. Wenn ich Fehlentwicklungen in der Kirche anspreche, dann wird es auch Widerstände geben“, ist er überzeugt. Der EKD wirft Latzel einen „falsch verstandenen Toleranzbegriff“ vor: „Dinge, die vor 50 Jahren noch selbstverständlich waren im Glauben, dürfen heute nicht mehr öffentlich gesagt werden oder sie werden gar nicht mehr ausgesprochen.“

Trotz der „Medienmacht“, die sich in seinem Fall vorwiegend negativ ausgewirkt habe, lobt er eine „kritische Kultur“ und die Medienvielfalt in Deutschland. Viele Menschen hätten sich seine Predigt bei YouTube angehört und sie in Foren und auf Blogs diskutiert – oft hätten sie dann auch für ihn Position bezogen. Viele seien zudem entsetzt darüber gewesen, dass Reporter „blind irgendwelche dpa-Meldungen übernommen haben“.

Latzel betont, dass er froh ist, in einem Land mit Religionsfreiheit zu leben. Er sagt auch, es sei wichtig, dass jede Religion ihrem Glauben frei nachgehen könne. Deshalb hält er zum Beispiel auch den Bau von Moscheen für richtig. Außerdem sei die Trennung von Religion und Staat wichtig. Trotzdem betrachtet der Pfarrer die Debattenkultur in Deutschland mittlerweile kritisch: „Der Vorfall veranlasst zu denken: Was dürfen wir als Christen denn noch sagen?“ Guter Journalismus und gute Öffentlichkeitsarbeit hätten es aufgrund der Schnelligkeit der Medien schwer, meint er: „Wenn die Sau erstmal im Dorf ist, dann wird sie getrieben.“



Auch beim TV-Spot für Zott Sahnejoghurt steht die klassische Familie aus Vater, Mutter, Kind im Vordergrund

Fotos: Pahnke Markenmacherei

„Klassische Familie Wunschbild Nummer eins“

Konservativ oder progressiv? Bei TV-Werbung entscheiden sich viele Unternehmen für die erste Variante. Familie bedeutet Vater, Mutter, Kinder, die Frau kocht und der Mann kümmert sich ums Auto. Viele Deutsche wünschen sich diese Werbung – trotz eines gesellschaftlichen Wandels.

| VON SWANHILD ZACHARIAS

Eine Handvoll perfekt geformter Nudeln wandert in den glänzenden Edelstahltopf, eine gut aussehende junge Mutter steht in Küchenschürze hinter dem Herd und rührt in der Bolognese. Sohn und Tochter im Grundschulalter stürmen herbei, sie wollen beim Kochen helfen. Die folgenden Sekunden zeigen glückliche Gesichter, Kinderlachen ertönt. Später sammelt sich die perfekte Familie am Esstisch, Ehemann und Kinder befinden: Es schmeckt wunderbar. Die Köchin fügt zum Zuschauer gewandt hinzu: „Von Maggi ... und mir!“

So oder so ähnlich flimmern die Werbespots von Maggi, Knorr, Miracoli und vielen anderen Lebensmittelherstellern täglich über den Bildschirm. Im Zentrum steht meistens eine glückliche Familie, bestehend aus Vater, Mutter und zwei Kindern. Die Rollen sind klar verteilt: Die Frau ist für Küche, Kindererziehung und Haushalt verantwortlich. Davon gehen auch zahlreiche Werbefilme für Waschmittel, Fleckentferner oder Staubtücher aus. Andere Spots, zum Beispiel für den Toyota Verso, erklären Papa zum „Superhelden“ und machen klar: Für Technik und Autos sind die Männer zuständig. Die starre Rollenverteilung und das konservative Familienbild, das Fernsehwerbung oft vermittelt, erstaunen im Jahr 2015. Wäre es nicht viel wahrscheinlicher, dass gerade Werbung längst den Sprung zu alternativen Familienmodellen gemacht hat, die heute in aller Munde sind?



„Werbung orientiert sich an der Vielfalt der Daseinsformen“, sagt Sophie Fuchs, Creative Director bei Pahnke Markenmacherei

„Nicht progressiv, sondern wertkonservativ“

Nicht unbedingt, sagt Andreas Baetzgen. Der Medienwissenschaftler und Professor für Strategische Kommunikation und Branding lehrt an der Hochschule der Medien in Stuttgart unter anderem zu den Themen Werbung und Marktkommunikation. Werbung orientiere sich am Konsumenten und zeige letztendlich das Wunsch- oder Idealbild, das dieser von sich habe, erklärt der Professor. Nach der Vielzahl von Familien-Werbespots zu urteilen, ist das auch im Jahr 2015 das einer Familie bestehend aus Vater, Mutter und zwei Kindern.

Mit seinem Team untersucht Baetzgen derzeit in einer Studie die Rollenbilder in der Werbung. Mehrere 100 TV-Spots aus den Jahren 2015 und 1994 haben er und seine Forschungsgruppe per Zufallsverfahren ausgewertet. Schon jetzt kann das Team erkennen, dass Werbefilme trotz eines gesellschaftlichen Wandels immer noch klassische Familienstereotype abbilden. In der Gesellschaft habe sich das Bild der Frau und Mutter in den vergangenen 15 Jahren stark gewandelt, erklärt Baetzgen. „Sie ist

stärker berufstätig, multioptional gefordert, viel emanzipierter und nicht mehr das Mütterchen, das zu Hause sitzt, die Kinder bekocht und den Mann am Abend begrüßt.“ Die Werbung beachte diesen Veränderungsprozess der Individualisierung und Emanzipation bisher aber kaum. Baetzgen betont zwar, dass es die „Zahnarztfräulein“, die noch in den 90er Jahren in Spots zu sehen war und die den Empfangsbereich ihres Mannes gemanagt hat, heute nicht mehr gibt. Ebenso breche keine Schwiegertochter mehr in Tränen aus, wenn ihr Kaffee von Jacobs Krönung nicht schmecke. Trotzdem sei Werbung nicht der „Taktgeber“ bei gesellschaftlichen Veränderungen. „Sie ist nicht progressiv, sondern wertkonservativ“, sagt der Wissenschaftler. Er ist deshalb überzeugt, dass die in der Werbung dargestellten Inhalte kein Abbild der Gesellschaft sind.

Neben dem Wunschbild des Konsumenten beruhe das konservative Familienbild in der Werbung auch auf den Wertvorstellungen der Unternehmen, die Spots in Auftrag geben. „Viele Unternehmen – gerade im Bereich Lebensmittel – stehen für sehr konservative Werte. Vielen wäre es zu progressiv, gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften oder Patchwork-Gemeinschaften zu zeigen“, sagt Baetzgen. Wenn dies trotzdem geschehe, würden häufig Stereotype bedient oder die Spots seien klischeebehaftet.

Dass diese Einschätzung häufig stimmt, zeigt zum Beispiel die Werbung für den VW Touran aus dem Jahr 2009. Eine adrette Nachbarin mit ihren ebenso adretten Kindern ist peinlich berührt, als sie – die Schwarzwälder Kirschtorte in der Hand – ihre neuen Nachbarn in einer perfekt gepflegten Vorstadtsiedlung willkommen heißen will und zwei homosexuelle Männer die Haustür öffnen. Hatte die Frau doch eine Familie aus Vater, Mutter und Kindern erwartet angesichts des großen Autos vor dem Haus. Ein Spot des Möbelmarktes Roller aus dem vergangenen Jahr zeigt zwei stark geschminkte, homosexuelle Männer, die mit gestelzter Stimme „was Kuschlges“ fürs Schlafzimmer verlangen. Mehr Klischee geht nicht.

Shitstorm für Honey Maid

Schon vor 15 Jahren hat der Lebensmittelhersteller Iglo versucht, mit einem homosexuellen Paar zu werben. Obwohl das Aufmerksamkeit geschaffen habe, hielt das Unternehmen nicht daran fest. „Man ist vielleicht in Sorge, einzelne Kundengruppen zu verprellen oder vom konservativen Teil der Gesellschaft nicht verstanden zu werden“, erklärt sich Baetzgen die Werbestrategien vieler Unternehmen.

Ein Gegenbeispiel ist der Zwiebackhersteller Brandt, der im vergangenen Jahr sowohl mit einem homosexuellen Pärchen als auch mit einem alleinerziehenden Vater warb. Deutlich mehr Werbung mit alternativen Familienmodellen gebe es in den USA, erklärt Baetzgen. Beispiele seien die internationale Version der Pampers-Werbung, die künstliche Befruchtung thematisiere, oder die Werbung des Keksherstellers Honey Maid. Dieser erntete im vergangenen Jahr für seinen Spot mit Homosexuellen und Patchwork-Familien scharfe Kritik, vor allem über soziale Medien. Ein Shitstorm ist damals über das Unternehmen hereingebrochen. Der Konzern ging jedoch überraschend damit um. Er engagierte zwei Künstlerinnen, die alle negativen Kommentare ausdrückten, die Papiere zusammenrollten und damit in einer Collage das Wort „Love“ formten. Ein Video, über

YouTube, Facebook und Twitter verbreitet, dokumentiert die Aktion. Auf den Spot habe es zudem zehnmals so viele positive wie negative Reaktionen gegeben, heißt es darin.

Dass in den USA mehr Werbung dieser Art gezeigt werde, liege vielleicht daran, dass es dort leichter sei, das konservative Familienbild zu erschüttern, vermutet Baetzgen. Denn eines der Mittel, die Werbung nutzen kann, um Aufmerksamkeit zu erreichen, ist Provokation. Da die USA konservativer geprägt sind als Deutschland, ist dort der Schockmoment bei Spots mit zum Beispiel homosexuellen Paaren wahrscheinlich größer. In Deutschland würde Werbung wie die von Honey Maid sicher nicht so viel Aufregung hervorrufen. Baetzgen erklärt, was einen guten Werbespot für deutsches Publikum ausmacht. Für ihn geht es nicht nur darum, Aufmerksamkeit um jeden Preis zu erzielen. Der Spotentwickler müsse den Menschen ganzheitlich mit dessen „Wünschen, Sehnsüchten und Bedürfnissen“ verstehen. Die Werbung müsse dann Botschaften vermitteln, die für die Zuschauer Relevanz haben.



Fotos: Pahnke Markenmacherei

Werbung orientiere sich mittlerweile auch an alternativen Familienmodellen, meint Alexander Glück von Pahnke Markenmacherei. Die klassische Familie sei aber weiterhin das Wunschbild der Konsumenten

Der Wissenschaftler zeigt auch eine neue Entwicklung auf, in der sich die Werbung derzeit befinde. Sie wolle nicht mehr Werbung in dem Sinn sein, dass sie einen Spielfilm unterbricht. Werbung wolle am liebsten der Spielfilm selbst sein, ist Baetzgen überzeugt. Das zeigten zum Beispiel der Lego-Movie, der vergangenes Jahr im Kino zu sehen war, und die Rewe-Zeitschrift Laviva, die drittmeistverkaufte Monatszeitschrift in Deutschland. Werbliche Kommunikation wandle sich hin zu Unterhaltung, Information und zu einem Service- und Ratgeberangebot.

Einen weiteren Schwerpunkt setzt Werbung mittlerweile in den sozialen Medien. Dabei gehe es darum, die Konsumenten mit einzubeziehen und eine Plattform zu schaffen, auf der die Zielgruppe aktiv an Produkt, Marke und Werbung mitwirken könne. Baetzgen ist der Meinung, dass sich neben den genannten Veränderungen auch das Familienbild in der deutschen Werbung zukünftig stärker wandeln werde. Aber diese Veränderung werde – im Gegensatz zum Wandel in der Kommunikationsstruktur – „sehr, sehr lange dauern“, sagt der Wissenschaftler.

Werbung als Abbild der Gesellschaft?

Anders als Baetzgen sehen das Vertreter der Werbeagentur Pahnke Markenmacherei. Die Agentur entwickelte unter anderem Spots für die Werbung von Toffifee oder Zott Sahnejoghurt – beides Filme mit klassischem Familienbild. Alexander Glück, Mitglied der Geschäftsführung, verneint, dass Werbung häufig

Klischees und Stereotype abbilde: „Klischee wird [...] dem Werbetreibenden heutzutage sogar übel genommen.“ Sophie Fuchs, Creative Director Text, Konzept und Strategie, erklärt, das Familienbild in der Werbung sei im Vergleich zu früher „echter“ und zeige „weniger heile Welt“. Es orientiere sich „an der Vielfalt der Daseinsformen“. Glück sagt: „Familie als Gleichsetzung von ‚Vater, Mutter und zwei Kindern‘ gibt es nicht mehr.“ Familie zeichne sich durch Gemeinschaft, Bindung und Nähe aus. Das könne auch Patchwork-Konstellationen und diverse Geschlechter beinhalten. Das Wunschbild sei dabei das Geborgenheitsgefühl zwischen diesen Personen. Das mag zwar für einen Teil der deutschen Gesellschaft gelten und klingt überzeugend. In der Masse der Werbespots sucht man diese neuen Familienmodelle aber vergebens.

Letztendlich gestehen beide ein, dass Werbung vorrangig ein Wunschbild von Familie in der Gesellschaft zeige. Glück gibt auch den Grund dafür an: „Es ist belegt, dass die klassische Familie für die meisten Menschen immer noch das Wunschbild Nummer eins ist.“

Hälfte der Deutschen will konservative Werbung

Das mag damit zusammenhängen, dass die klassische Familie in Deutschland immer noch am häufigsten vertreten ist. Knapp 70 Prozent der Familien mit minderjährigen Kindern bestanden im Jahr 2013 aus einem Ehepaar und einem oder mehreren Kindern. Das zeigt eine Studie des Statistischen Bundesamtes. Nur zehn Prozent machten hingegen Lebensgemeinschaften mit Kindern aus. Alleinerziehende mit minderjährigen Kindern waren mit 20 Prozent vertreten.

Obwohl in der heutigen Gesellschaft unterschiedliche Familienmodelle existieren und akzeptiert werden, ist die Meinung der Konsumenten darüber, ob Werbung dies stärker aufgreifen müsste, gespalten. Eine Studie des Portals Statista aus dem Jahr 2013 zeigt, dass sich etwa die Hälfte der Deutschen häufiger Werbung mit alternativen Lebensmodellen wie Patchwork-Familien oder Alleinerziehenden wünscht. Der Rest bevorzugt eher das konservative, klassische Familienbild oder steht den alternativen Modellen neutral gegenüber. Dass die Darstellung von Familien in der Werbung der Realität entspricht, fanden zudem nur 6,3 Prozent der Deutschen. Das bestätigt Baetzgens Aussage, Werbung sei kein Abbild der Gesellschaft. Trotzdem fühlen sich zum Beispiel im Bereich Lebensmittel rund 52 Prozent der Deutschen von den Familienspots angesprochen. Die Spots der Automobilbranche, die mit Familien werben, treffen den Geschmack der Deutschen hingegen nur zu 29 Prozent.

Werbung orientiert sich also am vorherrschenden Familienbild in der Gesellschaft und vermischt dies mit dem Wunschbild der Konsumenten und den Wünschen der auftraggebenden Unternehmen. Dass sich dieses Bild in naher Zukunft ändert, daran zweifeln Glück und Fuchs ebenso wie Baetzgen. „So lange sich die Mehrheit eher eine klassische Familie wünscht als eine Single-WG oder Patchwork – so lange wird die Werbung dieses Wunschbild bedienen“, sagt Glück. Das Familienbild in Werbespots der Zukunft werde sich dann ändern, wenn sich das allgemeine gesellschaftliche Wunschbild geändert habe. ■

Frieden statt Krise



Mit allen Menschen in Frieden leben – das wäre wünschenswert. Aber worüber sollten Journalisten dann berichten?

Journalismus ist näher am Krieg, an Konflikten, an Streit als an Frieden. Dabei sehnen sich alle Menschen nach Frieden. | VON ANNA NTEMIRIS

Was wäre, wenn wir mit allen Menschen in Frieden leben würden? Wir Journalisten wären in unserer beruflichen Existenz gefährdet. Wir würden nicht mehr über Konflikte, Kriege und Krawalle berichten. Wir könnten unsere Berichterstattung über andere Länder weitestgehend einstellen oder nur noch über deren Königs-

häuser, Wetterphänomene und die deutschen Touristen schreiben. Doch auch dies nur eingeschränkt – auf Intrigen, Entführungen oder Überfälle müssten wir verzichten lernen. Und was wäre eigentlich eine Lokalzeitung, ob online oder gedruckt, ohne Berichte über Bandendiebstähle, Brandstiftungen oder Betrugsversuche? Wir könnten auch keine Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Mitarbeitern, die vor Gericht um ihren Ruf und Geld zanken, öffentlich machen. Und all die anderen spannenden, kuriosen, absurden Gerichtsverfahren, in denen so manches Detail aus Unternehmen, Familien oder Verwaltung ans Tageslicht kommt, würden fehlen.

So sehr wir dies auch verurteilen und verabscheuen: Gewalt hat eine hohe Einschaltquote. Schlechte Nachrichten werden gelesen und geklickt.

In der Bibel heißt es: „Soweit es irgend möglich ist und von euch abhängt, lebt mit allen Menschen im Frieden.“ (Römer 12,18) Warum ist Frieden wünschenswert? Und warum klingt das Wort Frieden nicht nur in Liedern und Reden so ansprechend? Weil wir alle eine tiefe Sehnsucht nach einer friedlichen Welt haben. Angesichts des vielen Elends fehlen selbst erfahrenen Reportern manchmal die Worte, um beispielsweise über sexuellen Missbrauch oder Folter zu berichten.

Wie oft ertappen sich Redakteure – vorzugsweise in Konferenzen – dabei, in Zynismus zu verfallen, wenn sie schon wieder nach den Schlagzeilen zwischen Bomben in Nahost, Messerstechereien und Flüchtlingsnot in Nah und Fern suchen. Ob Journalist oder nicht: Menschen haben eine Sehnsucht nach Frieden – nach äußerem und innerem. Den äußeren Frieden können wir nur schwer beeinflussen. Aber wir können alle kurz innehalten und beginnen, Gottes Frieden zuzulassen. „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“, sagt Jesus. (Johannes 14,27)

Wer mit sich selbst im Reinen ist, inneren Frieden hat, kann äußeren Streit, Konflikte und so manch schlimme Begegnung, so manches entsetzliche Bild aufnehmen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren, in Resignation oder Empathielosigkeit zu geraten. Das gelingt nicht immer.

Wer Frieden spürt, kann distanziert, aber nicht unberührt die friedlose Welt beobachten, beschreiben und kommentieren. Wir Journalisten müssen nicht noch Öl ins Feuer gießen oder die Massen zum Kochen bringen.

Mit allen Menschen in Frieden zu leben, das ist kaum möglich, aber wie ermutigend ist die Aussage „soweit es irgend möglich ist“. Das können wir doch probieren, oder? ■



Foto: Thorsten Richter

Anna Ntemiris (Jahrgang 1977) ist Mitglied der Chefredaktion und Leiterin der Wirtschaftsredaktion der Oberhessischen Presse in Marburg.

Foto: thinkstock, 6gasix

Es könnte was passieren ...

Ängstliche Eltern finden viele Gründe, ihren Nachwuchs vor allem zu bewahren und ihm alles abzunehmen. Viele Kinder dürfen nicht alleine rausgehen und werden nie unbeaufsichtigt gelassen. Dadurch fehlt ihnen die Möglichkeit, selbstständig zu werden und Gefahren einzuschätzen. | VON ELLEN NIESWIODEK-MARTIN



Als junge Familie hatten wir einen Traum vom idyllischen Leben auf dem Land. Hier sollten die Kinder ungefährdet draußen spielen und Naturerfahrungen machen können. Wir zogen von der Stadt in ein hessisches Dorf. Es waren Sommerferien und ich schickte meine Söhne zum Spielplatz in der Hoffnung, sie würden dort andere Kinder kennenlernen. In der Stadt hatten sie die Wege zu Schule und Freunden alleine bewältigt, daher hatte ich keine Bedenken, wenn sie in dem 1.000-Seelen-Dorf ohne Begleitung raus gingen. Sie kamen bald zurück. Es seien keine anderen Kinder da.

Wir gingen gemeinsam zum Bolzplatz, zum Schulhof und in den Wald. Kinder trafen wir keine. „Wir lassen die Kinder nicht alleine draußen spielen“, erklärten mir später die Eltern. Es sei zu gefährlich, man höre ja täglich in den Nachrichten, was alles passiere. Ein hoher Prozentsatz der Grundschulkinder hatte einen eigenen Fernseher, eine Spielkonsole, einen Gameboy und entweder den Zugang zum Computer der Eltern oder schon einen eigenen.

Dass wir unsere Jungs alleine draußen spielen ließen, empfanden manche als unvorsichtig. Im US-Staat Maryland hätten wir dafür sogar eine Klage fürchten müssen: Im März 2015 entbrannte dort eine Debatte über elterliche Sorgspflicht. Danielle und Alexander Meitiv hatten ihren Kindern (6 und 10 Jahre alt) erlaubt, ohne Aufsicht im Park zu spielen und alleine durch die Stadt nach Hause zu laufen. Die Polizei griff die Kinder auf und schaltete wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht die Jugendschutzbehörde ein. Diese drohte, die Kinder zu einer Pflegestelle zu geben, wenn die Eltern ihr Verhalten nicht änderten. Das Ehepaar gehört einer Bewegung an, die sich „free range parenting“ nennen, was soviel bedeutet wie Erziehung zur Eigenständigkeit. Im Interview sagte das Ehepaar: „Wir wollen unsere Kinder so erziehen, wie wir erzogen wurden und wie alle Erwachsenen, die wir kennen, erzogen wurden.“

Die Freizeit findet drinnen statt

In Los Angeles verbringen Kinder aus Mittelschichtfamilien mittlerweile 90 Prozent ihrer Freizeit im Haus. Das hat eine Studie der University of California ergeben. Draußen spielen Kinder nur unter elterlicher Aufsicht, sonst müssen sie drinnen bleiben. Da kommen die vielfältigen medialen Angebote gerade recht, um die Kinder zu beschäftigen.

Nun mag die Kriminalstatistik in den USA eine andere sein als bei uns. Aber auch in Deutschland dürfen Kinder kaum unbeaufsichtigt spielen: Laut einer Forsa-Umfrage im Jahr 2012 durften zwei Drittel aller Zehnjährigen nicht alleine im Park spielen oder gar einkaufen gehen. Das Emnid-Institut hat dieses Jahr herausgefunden, dass die Hälfte der Vier- bis Zwölfjährigen noch nie alleine auf einen Baum geklettert ist. Ein Viertel der Kinder hat noch nie ein freilebendes Tier gesehen.

„Eltern rechnen mit dem Schlimmstmöglichen“

Angst beherrscht die Eltern. Angst vor Erkrankungen, gesundheitlichen Schäden, Unfällen, Angst vor Kindesentführung und Pädophilen. Die permanente Medienflut mit Berichten genau darüber trägt einen wesentlichen Teil dazu bei.

„Eltern überlegen sich nicht, was dem Kind noch zugetraut werden kann, sondern rechnen stets mit dem schlimmstmög-

lichen Fall“, schreibt der Soziologe Frank Furedi in seinem Buch „Elternparanoia. Warum Kinder mutige Eltern brauchen“. Seiner Ansicht nach sind die ständigen Warnungen von „Experten“ vor falscher Erziehung der Grund für überbesorgte Eltern. Laut Furedi habe eine ganze Armee von „selbsternannten Experten, Psychologen und Pädagogen nichts anderes als eine große Elternverunsicherung im Sinn“.

Nahezu unvorstellbar sind daher die Abenteuer, die wir unserem Nachwuchs zum Beispiel aus den Kinderbüchern von Astrid Lindgren vorlesen: Da balancieren die Kinder aus Bullerbü als Mutprobe auf dem Schuppendach. Madita läuft mit ihrer kleinen Schwester morgens, als die Eltern schlafen, über den zugefrorenen See zu dem Nachbarhof. Die vierjährige Lotta zieht für einen Tag alleine ins Gartenhaus der Nachbarin. Von Pippi Langstrumpf reden wir lieber gar nicht erst. Eines steht jedenfalls fest: Die Bullerbü-Eltern hätten in unserer Gesellschaft ganz sicher Probleme mit dem Jugendamt.

Heute dürfen viele Kinder nicht die kürzesten Wege ohne Begleitung zurücklegen, das Mama-Taxi fährt. Und das allmorgendliche Chaos vor den Schulportalen ist Dauerthema bei Elternabenden aller Schulformen. Die Lehrer haben nämlich Sorge, dass die an- und abrollenden Autos die Kinder gefährden, die alleine laufen. Fragt man Eltern, warum sie ihren Nachwuchs lieber fahren, finden diese den Schulweg „zu weit, zu anstrengend, zu gefährlich“. Oder die Schule liegt „sowieso auf dem Weg“ zur Arbeit.

Aber der Schulweg steht nur exemplarisch für ein Erziehungsverhalten, das Kinder vor allen Schwierigkeiten bewahren will. Obwohl sie selbst häufig anders erzogen wurden, fällt es Eltern schwer, ihren Kindern etwas zuzutrauen, ihnen Eigenständigkeit und damit auch Unabhängigkeit zu ermöglichen.

Das fängt bei kleinen Alltagsdingen an: Auf dem Elternabend zur Einschulung unserer Nachzüglerin erklärte die Schulleiterin, wie wichtig es sei, dass Kinder den Schulweg alleine laufen dürfen. Außerdem ermutigte sie Eltern dazu, ihren Kindern den Umgang mit Messer und Gabel beizubringen und die Sechsjährigen ihr Brot selbst schmieren zu lassen. Das fördere die Feinmotorik. Gut wäre es außerdem, den Kindern kleine Aufgaben im Haushalt zu übertragen, damit sie lernen, Verantwortung zu übernehmen. Dass es nötig zu sein scheint, Eltern die Grundlagen der häuslichen Erziehung beizubringen, spricht für sich.

Das iPad können sie bedienen, Schleife binden nicht

Viele Eltern – selbst gestresst durch Doppelbelastung von Beruf und Familie – nehmen ihren Kindern jede Anstrengung ab. Und bügeln gerne die Fehler der Kinder aus, statt logische Konsequenzen eintreten zu lassen: Hat das Kindergartenkind sein Kuscheltier vergessen, fährt Mama nach Hause und holt es. Mama oder Papa machen den Reißverschluss zu und binden die Schuhe. Das führt dazu, dass etliche Sechsjährige zwar ein iPad bedienen, aber keine Schleife binden können. Sie können sich kein Brot selber schmieren, denn das stellt Mama ja immer hin. Mama bringt es auch zur ersten Pause ins Klassenzimmer, wenn es zu Hause liegen geblieben ist. Gibt es Probleme mit der Schule, regelt Papa das im Gespräch mit dem Lehrer.

Der Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, Josef Kraus, schreibt in seinem Buch „Helikopter-Eltern: Schluss mit Förder-

wahn und Verwöhnung“: Er erlebe immer öfter Eltern, die ihre Kinder total kontrollieren. Sie säßen bei jeder Hausaufgabe neben dem Kind, um zu überprüfen, ob es alle Aufgaben richtig löse. „Wenn etwas schiefgeht, machen sie sofort die Schule verantwortlich.“ Das seien auch Eltern, die bei einer Note 3 eine Überprüfung beantragen und mit anwaltlichen Schreiben kommen.

Der Begriff der „Helikopter-Eltern“ ist übrigens kein neuer Begriff: Bereits 1969 schrieb der israelische Psychologe Haim Ginott in seinem Buch „Between Parent & Teenager“: „Meine Mutter wabert über mir wie ein Helikopter.“ In den vergangenen Jahren haben Medien und Fachleute diesen Begriff als Synonym für Überbehütung gerne verwendet.

Mama und Papa machen das schon für mich

Es ist skurril: Wir bewahren Kinder vor den kleinsten Problemen, erwarten dann aber, dass sie als Erwachsene die Herausforderungen einer komplexen Leistungsgesellschaft bewältigen. Wie sollen sie das schaffen, wenn ihnen von klein auf vermittelt wird, dass sie etwas nicht können? Dass es zu anstrengend, zu schwer, zu gefährlich sei?

Was bewirkt dieses Elternverhalten bei den Heranwachsenden? Josef Kraus beobachtet bei Schülern eine zunehmende Unselbstständigkeit, eine „Hilflosigkeit gepaart mit hohen Ansprüchen“. Denn: „Sie verlassen sich darauf, dass die Eltern alles für sie erledigen.“

Wen wundert es da, dass ein Teil der Jugendlichen sich entweder nichts zutraut oder ein übersteigertes Selbstwertgefühl entwickelt?

Eine Vision für das erwachsene Kind entwickeln

Natürlich lieben Eltern ihre Kinder und wollen nur das Beste für sie. Aber Erziehung ist ein Spagat zwischen loslassen und Eigenverantwortung fördern einerseits und behüten und schützen andererseits. Das Ziel von Erziehung ist, das Kind zu un-

terstützen, ein verantwortungsbewusster und selbstständiger Mensch zu werden. Ein Mensch, der eigenverantwortlich Entscheidungen treffen kann und seinen Platz in der Gesellschaft einnimmt.

Vielleicht hilft es ängstlichen Eltern, einmal an den Zeitpunkt zu denken, wenn das Kind in die eigene Wohnung zieht. Spätestens dann können wir es nicht länger schützen. Dann muss es in der Welt klarkommen. Welche Werte wollen wir ihm dafür mitgeben? Was muss es können und wissen, um den Alltag alleine zu bewältigen?

Eltern geben viel Geld für Selbstbehauptungskurse aus. Dort lernen Kinder, Gefahren einzuschätzen, und auch Strategien, wie sie im Notfall reagieren können. Das ist wichtig und gut. Im Straßenverkehr, im Umgang mit anderen und übrigens auch im Umgang mit den Medienangeboten.

Aber: Selbstvertrauen und Verantwortung fangen im Alltag an. Bei den kleinen Aufgaben, die wir Kindern übertragen. Bei Dingen, die wir ihnen zutrauen und manchmal auch zumuten. Das kann auch einmal die Pause sein, in der der Magen knurrt, weil das Pausenbrot zu Hause vergessen wurde. Josef Kraus ermutigt Eltern dazu, sich bei schulischen Dingen zurückzuhalten: „Wenn ein Kind keine Hausaufgaben gemacht hat, wird der Lehrer schon richtig handeln. Dann sollen sich die Eltern raushalten.“

Kinder (und auch Erwachsene) lernen am besten, indem sie eigene Erfahrungen sammeln – dazu gehören auch die schlechten. Nehmen wir noch einmal den Weg zur Schule: Durch das Elterntaxi lernen Kinder nicht, wie sie sich im Straßenverkehr richtig verhalten. Einen Weg alleine zu bewältigen, bedeutet für ein Kind noch weit mehr: „Der Schulweg ist das Initiations-Ritual der Kindheit“, zitierte die Neue Zürcher Zeitung (NZZ) bereits 2007 den Erziehungswissenschaftler Marco Hüttenmoser. Dieser ließ Schweizer Kinder ihren Schulweg zeichnen und kam nach der Analyse der Bilder zu der Schlussfolgerung: „Kinder, die laufen, beschäftigen sich mit ihrer Umwelt, sehen Frösche und Katzen, werden unabhängiger, erarbeiten sich Sozialkompetenzen, stärken ihren Selbstwert, verbessern ihre motorischen Fähigkeiten und sind weniger anfällig für Fettleibigkeit.“ Das alles wollen wir doch erreichen, oder? ■



Leserreaktionen zu pro 1/2015



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Wir treten nicht als Anwalt des Islam auf“

Bedford-Strohm ist erkennbar nur noch stiller Verwalter und angsterfüllter Politiker. So fordert er, alle Religionen müssten mit dem Missverständnis aufräumen, ihre Schriften rechtfertigten Gewalt. Wie kommt er darauf, dass es ein Missverständnis ist? Nach eigener Darstellung kennt er den Koran gar nicht. Er verlässt sich kritiklos auf die Behauptung von Muslimen, der Koran wolle Frieden. Jeder kann die Suren nachlesen, aus denen sich ein ganz anderes Bild ergibt. Vom EKD-Ratsvorsitzenden sollte man erwarten können, dass er neben der Bibel auch den Koran kennt. Politisch korrekt findet er es (auf S. 28, „Im Land der Lügenpresse“) „unerträglich“, wenn Christen bei „Pegida“, denen ich hier nicht das Wort reden möchte, mitlaufen. Doch Sie schreiben selbst über die Vielfalt der Menschen, die sich von der Politik nicht mehr repräsentiert fühlen und deshalb dort mitziehen. Bedford-Strohm hat als EKD-Ratsvorsitzender offenbar ebenfalls jeden Kontakt zu seinen Schäfchen verloren.

Dr. Daniel Kötz, Düsseldorf

Über die Antworten von Herrn Bedford-Strohm bin ich teilweise erschrocken, ja entsetzt. Um nur zwei zu nennen:

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Norbert Schäfer.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

„Ich begegne Muslimen, die mir mit größter Leidenschaft deutlich machen, dass der Koran den Frieden will. Ich bin kein Moslem [...] Also muss ich mich auf die Worte dieser Menschen verlassen.“ Das ist pure Naivität! Hat er noch nie etwas von „Taqiyya“ gehört? (Erlaubnis, den Glauben bei Gefahr zu verheimlichen; Anm. d. Red.)

Weiter sagte er: „Unser christlicher Glaube bringt uns dazu, Anwälte der Religionsfreiheit zu sein, die jedem Menschen [...] zusteht.“ Das Problem ist allerdings, dass der Islam keine andere Religion duldet. Hätte Herr Bedford-Strohm das genauso in Bezug auf Scientology gesagt?

Friedhelm Weicken, CH-Grub

Mit großem Interesse habe ich das neue Heft zur Hand genommen und viel Gutes gelesen. Geärgert habe ich mich allerdings über Bedford-Strohms Darstellung der Lutherdekade und der Feste im Jahre 2017 – eine energischere Rückfrage von Anna Lutz wäre da nützlich gewesen: Gerade hier in der kirchlich sehr ausgedünnten Landschaft (rings um Wittenberg gibt es noch höchstens zehn Prozent Christen bzw. Kirchenmitglieder!) sehen wir diesen ausgesprochen teuren Trubel sehr kritisch: Es geht da hauptsächlich um Selbstdarstellung der Amtskirche und nicht um Erneuerung und Stärkung des Glaubens. Jetzt tummeln sich schon viele eigentlich an der Basis dringend benötigte Pfarrerinnen und Pfarrer in den „Luther-Büros“ und Gremien. Wir brauchen doch kein „Lutherfest“ oder gar neuen Heiligenkult, sondern eine neue Reformation – und der muss eine kritische Analyse der Situation vorausgehen. Wir brauchen dazu dringend die Ökumene, das gemeinsame Bemühen um Ehrlichkeit und Nachfolge.

Dr. theol. Detlev Haupt, Halle/Saale

Herr Bedford-Strohm glaubt, „dass wir auf einem guten Weg sind, alte Fronten zu überwinden“. Wie das praktisch aussieht, kann man an den Vorgängen um den Bremer Pastor Olaf Latzel ablesen. Die Empörung der liberalen Geistlichkeit zeigt, was diese Pfarrer wirklich denken. Und wie sie reagieren, wenn ein „Evan-

gelikaler“ es wagt, konsequent für seine Überzeugungen einzustehen. Die „alten Fronten“ sind aktueller denn je.

Andreas Rau, Haldensleben

Zu „Im Land der Lügenpresse“

Ich bin kein Pegida-Anhänger. Leider habe ich schon mehrmals montags in Frankfurt/M. gesehen, wie eine Gruppe von ca. 65 Pegida-Leuten (hier Fragida) mit erschreckendem Hass von einer größeren Masse von Gegendemonstranten regelrecht niedergebrüllt wird. Polizisten müssen die Fragida-Gruppe vor Gewalt schützen. Soviel Hass und blinde Aggression gegen eine kleine Gruppe von friedlichen Menschen habe ich hier noch nicht erlebt.

Erwin Chudaska, Rödermark

Zu „Wo sind die Grenzen des Humors?“

Den Schlusssatz des Artikels kann ich unterstreichen: „... Respekt vor dem anderen und seinem Glauben“. Mutig fand ich diesbezüglich die Aussage des Paderborner CDU-Politikers Daniel Sieveke. Er bekannte sich als Christ und setzte sich für die pakistanische Christin Asia Bibi ein. Wir wollen dankbar sein für Politiker, die öffentlich zu ihrem Glauben stehen und den Mut haben, an eine Christin zu erinnern, die aufgrund von Verleumdungen noch immer eingesperrt und zum Tode verurteilt ist. Für diese Politiker sowie für verfolgte Christen sollten wir im Gebet intensiv eintreten.

Wilfried Schlüter, Bad Oeynhausen

Zu „Erst Jesus, dann Fußball“

Als gläubiger Christ muss ich Reinhold Yabo widersprechen, wenn er sich dagegen verwahrt, seinen Sportskameraden „Höllenpredigten“ zu halten. Niemand hat häufiger vor der Hölle gewarnt als Jesus. Die postmoderne christliche Szene ist leider dafür berüchtigt, dass Unmengen an falschem Trost gespendet werden.

Peter Sachs, Filderstadt

„Das Thema Abtreibung treibt mich um“

Seit 1998 sitzt Thomas Dörflinger (CDU) für den Landkreis Waldshut im Bundestag. Das Steckenpferd des zweifachen Vaters ist die Familienpolitik. Als ehrenamtlicher Bundesvorsitzender des Kolpingwerkes und als Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken liegen ihm junge Menschen am Herzen. | **DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES WEIL**

pro: Ihr Vater Werner Dörflinger saß bereits für die CDU im Bundestag. Vorher war er als Lokaljournalist tätig. Bei Ihnen ist das auch so. Die Gene?

Thomas Dörflinger: Ich habe eigentlich nie eine politische Karriere angestrebt. Als Radiomoderator konnte ich meinen Traum-beruf ausüben. Wenn es bei meinem damaligen Arbeitgeber nicht zu Schwierigkeiten gekommen wäre, dann hätte sich die Alternative Politik als Beruf eigentlich nie gestellt.

Wieso kam es trotzdem anders?

Ich habe ja aus nächster Nähe erlebt, wie das Leben als Abgeordneter ist. Das war unter rein zeitlichen Gesichtspunkten nicht unbedingt eine Werbeveranstaltung für diesen Beruf. Ich habe mich dann doch dafür entschieden, weil meine Familie und insbesondere meine Frau mich unterstützt hat. Wir waren der Meinung, dass man das Mandat und das Familienleben einigermaßen unter einen Hut bringen kann. In der Rückschau kann ich sagen, dass das ganz gut funktioniert hat.

Sie haben zwei Söhne. Wie viel Platz bleibt für die Familie? Sie sind ja nicht nur Abgeordneter, sondern auch ehrenamtlich Bundesvorsitzender des Kolpingwerkes ...

Um die Frage von Erwerbsarbeit und Familienarbeit zu diskutieren, ist der Abgeordnete so ziemlich das schlechteste Beispiel, das man sich vorstellen kann. Bei dem Terminkalender und den Erfordernissen des Mandats geht das nie. Zur Organisation unseres Familienlebens kann ich maximal 20 Prozent beitragen, während meine Frau 80 Prozent leistet. Das ist unbefriedigend, aber es geht nicht anders.

Dabei engagieren Sie sich besonders stark in der Familienpolitik. Was ist Ihnen dabei wichtig?

Der Weg, den die CDU – offensichtlich ganz bewusst – gegangen ist, ist nicht meiner. Ich muss die Arbeit so organisieren, dass die Familie darin Platz findet, und nicht umgekehrt. Wenn beide Elternteile erwerbstätig sein möchten, dann hat der Staat die Voraussetzung zu schaffen, dass die Eltern beides unter einen Hut kriegen können. Das geht auch. Allerdings hätte dazu nicht

die Erziehung vor allem von Ein- bis Dreijährigen verstaatlicht werden müssen. Aber dass sich ein Kind schon unter drei Jahren nicht in elterlicher Obhut befindet, sondern eine staatliche Betreuung erfährt, scheint politisch gewollt zu sein.

Wo stoßen Sie als Christ an Ihre politischen Grenzen?

Das sind im weitesten Sinne Dinge, die mit dem Lebensschutz zu tun haben. Neben der aktuellen Debatte um die Beihilfe zum Suizid waren es in der Vergangenheit Themen wie die Präimplantationsdiagnostik. Das Thema Abtreibung treibt mich um, auch wenn es auf der politischen Agenda nicht ganz oben steht. Es gibt ein Spannungsfeld zwischen dem, was man politisch denkt, und was politisch mehrheitsfähig ist. Das führt zu Kompromissen, die auch schmerzhaft sein können. Man trifft eine politische Entscheidung nicht, weil man von dem Inhalt zu 100 Prozent überzeugt ist, sondern weil sie dazu geeignet ist, Schlimmeres zu verhindern.

Wo bleibt beim vollen Terminkalender noch die Zeit, Ihren Glauben zu leben?

Da muss ich schon Abstriche machen. Eigentlich sollte sich der Terminkalender nach dem Kirchgang richten und nicht umgekehrt. Aber in der Realität ist das so. Da sich mein ehrenamtliches Engagement in einem verbandlich-kirchlichen Sektor abspielt, ist das sozusagen eher ein Ausgleich als zusätzliche Arbeit. Natürlich ist das auch Arbeit, aber wenn ich während eines Kolping-Wochenendes einen Gottesdienst feiere, dann fahre ich relativ entspannt nach Hause.

Das Kolpingwerk ist ein internationaler katholischer Sozialverband. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Jugendbildung. Welche Werte wollen Sie der jungen Generation vermitteln?

Ich würde es mit Kolping einmal so zusammenfassen: Der einzelne Mensch soll sich mit seinen unterschiedlichen Möglichkeiten einbringen – beruflich, familiär, innerhalb der Kirche oder gesellschaftlich. Das ist nie nur eine Veranstaltung zum Zuschauen, sondern sie sollen mitmachen, Verantwortung

übernehmen und für Positionen eintreten. Notfalls heißt das, auch mal gegen den Strom zu schwimmen. Die Gemeinschaft lebt letztlich davon, dass viele sich einbringen.

„Ich bin vorsichtiger als andere“

Wo haben es die Jugendlichen heute schwerer und wo leichter als in Ihrer Generation?

Die Medienwelt des 21. Jahrhunderts war für uns kein Thema. Telefone hatten Schnüre. Ich bin aufgewachsen mit Schwarz-Weiß-Fernsehen. Das ist für meine Kinder gar nicht denkbar. Die modernen Kommunikationsmittel sind völlig alltäglich. Das breit gefächerte Freizeitangebot ist Fluch und Segen zugleich. Heute ist es nicht mehr ganz so selbstverständlich, dass man sich in irgendeiner Form engagiert. Häufig ist es zeit-

Vielleicht hat es dazu geführt, dass ich etwas vorsichtiger bin als andere. Jeder Politiker hat natürlich auch seine negativen Erfahrungen mit dem Journalismus gemacht, etwa wenn später Dinge in der Zeitung standen, die man so nicht gesagt hat. Insofern ist der berufliche Hintergrund schon hilfreich.

Wo wurden bei Ihnen Grenzen überschritten?

In den 17 Jahren als Bundestagsabgeordneter gab es ein oder zwei Fälle, in denen es gegen mich als Person ging und auch meine persönliche Integrität in Frage gestellt wurde. Ich habe das Thema mit meiner Frau besprochen, aber nach außen schweigen wir darüber. Jeder weitere Kommentar macht das Ganze nur noch schlimmer.

Wie weit darf Satire in den Medien aus Ihrer Sicht gehen?

Sie darf sehr weit gehen. Tucholsky hat formuliert, sie dürfe alles. Das unterschreibe ich im Prinzip. Der Altmeister der Karikatur, Dieter Hanitsch, hat nach den Bombenanschlägen auf die Redaktion von Charlie Hebdo gesagt, er lege sich eine Selbst-

„Die Erziehung vor allem von Ein- bis Dreijährigen hätte nicht verstaatlicht werden müssen.“

beschränkung auf, was die Behandlung religiöser Themen angeht. Wenn eine Glaubensgemeinschaft die jungfräuliche Geburt als Dogma sieht, dann würde er sich darüber nicht lustig machen. Ich fand das bemerkenswert, weil er weder katholisch ist, noch an die Jungfrauengeburt glaubt. Letztlich muss jeder, der Satire macht, dies mit sich selbst klären. Ich kann mich über den Papst lustig machen. Das muss er auch abkönnen. Wenn ich einen Papst mit Soutane auf dem Cover der Titanic darstelle und darunter schreibe, die undichte Stelle sei entdeckt, ist das jenseits der Grenze des guten Geschmacks. Die Grenzüberschreitungen, mit denen ich jemanden verletze, müssen klar sein. Wenn es um Muslime geht, ist das relativ schnell klar, bei den Christen nicht.

Welche Geschichte der Bibel hilft Ihnen in schwierigen Zeiten?

Es gibt mehrere Stellen. Mein persönliches Leitwort ist das Zitat von Paulus: „Prüfet alles, das Gute behaltet.“ In jedem Engagement gibt es Dinge, die nicht laufen oder die einem stinken. Da braucht man einen Punkt, an dem man sich wieder aufrichten kann. Das mündet immer in den Gedanken: Gut, dass dieser oder jener sich nicht hat entmutigen lassen und bis zum Erfolg weitergekämpft hat. Es klingt trivial: Wenn es bergab geht, dann ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass es irgendwann wieder aufwärts geht, auch im persönlichen Gefühlsleben. Wenn ich in schlechten Zeiten noch darüber jammere, wird es dadurch auch nicht besser.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: Johannes Weil, pro

Der Bundestagsabgeordnete Thomas Dörflinger ist gläubiger Katholik. Als gelernter Redakteur und jetziger Bundestagsabgeordneter ist er vorsichtiger gegenüber Journalisten

lich begrenzt. Von ihrer Grundstruktur sind junge Leute heute nicht anders gestrickt, als wir es damals waren. Nur die Bedingungen, unter denen sie aufwachsen, sind andere.

Inwiefern nutzen Sie selbst moderne Medien?

Zu twittern ist für meine politische Arbeit nicht erforderlich. Der Personenkreis, den ich damit erreiche, ist im Wahlkreis verschwindend gering. Auf Facebook kann ich nur schwer verzichten. Ich nutze es privat und dienstlich sehr intensiv. Die Menschen sollen dort mit mir kommunizieren können.

Als gelernter Redakteur wissen Sie, wie Journalisten ticken. Inwiefern hilft Ihnen das, wenn Sie als Politiker mit den Medien sprechen?

Foto: Pfarrer-Paul-Schneider-Gesellschaft e.V., Weimar



Paul Schneider

Auf protestantischer Seite sammeln sich viele Theologen in der Bekennenden Kirche. Sie lehnen die Kirchengleichschaltung ab.

Paul Schneider gilt als erster „evangelischer Märtyrer“, der sich schon in seinem Pfarramt nicht verbiegen lässt. Aus der Bindung zur Kirche resultiert eine Ablehnung des Nationalsozialismus und damit der Ungehorsam gegenüber seinen Vorschriften und Forderungen. Schneider steht in fundamentaler Opposition zum NS-Staat. Er will bedingungslos Gottes Geboten gehorchen. Als „Prediger von Buchenwald“ geht er in die Geschichte ein, weil er auch im Konzentrationslager Buchenwald aus der Einzelhaft heraus den Menschen die biblische Botschaft predigt und den Fahnenappell verweigert. Wichtig ist ihm, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Bonhoeffer-Skulptur von Fritz Fleer vor der Hauptkirche Sankt Petri, Hamburg



Foto: Gustav Alber, Bistumsarchiv Münster, Bildersammlung



Clemens August Graf von Galen

Der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, nimmt in schwieriger Zeit selbst auf der Kanzel kein Blatt vor den Mund. Er predigt gegen die NS-Rassenideologie und die Tötung „lebensunwerten Lebens“, die er als Mord bezeichnet. Ihn beschäftigt die Frage des Verhältnisses von Gehorsam und Gewissen. Die Obrigkeit dürfe nur im Einklang mit Gottes Willen Befehlsgewalt ausüben, lautet die Quintessenz des „Löwen von Münster“, wie ihn der Volksmund nennt. Da Christen aber keine Revolution machten, gebe es nur ein Kampfmittel: „starkes, zähes, hartes Durchhalten“. Die Verbreitung von Galens Predigten führt dazu, dass die Nazis die Pläne zur Tötung der Kranken unterbrechen, allerdings ein Jahr später in weniger auffälliger Form fortsetzen.

Christen, die widerstanden

Die Nationalsozialisten sahen im Christentum und in den Kirchen eine dauerhafte ideologische Bedrohung. Denn es gab zahlreiche Christen, die sich dem nationalsozialistischen Totalitätsanspruch entgegenstellten. Stellvertretend für die, die sich unbeachtet von den Geschichtsbüchern in ihrem Alltag nicht der Ideologie und Politik Adolf Hitlers gebeugt haben, stellt pro 70 Jahre nach Kriegsende weniger bekannte Widerstandskämpfer vor. | **VON JOHANNES WEIL UND NORBERT SCHÄFER**

Dietrich Bonhoeffer gilt als eine Galionsfigur im Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime. Um Bonhoeffer formierten sich ab 1934 gegen die Gleichschaltung der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) evangelische Theologen in der Bekennenden Kirche (BK). Sie lehnten den Nationalsozialismus und die Lehre der Deutschen Christen, eine sich am Führerprinzip orientierende Strömung des Protestantismus, ab. Die Bekennende Kirche habe dafür gesorgt, dass die „reichskirchliche Gleichschaltung der Kirche“ nicht flächendeckend funktioniert hat, sagt der Münchener Kirchenhistoriker Harry Oelke. Er hat sich intensiv mit dem Verhalten der Kirchen im „Dritten Reich“ beschäftigt. Diese seien zwar Ausgangspunkt für Regimekritik gewesen, hätten aber selbst keinen umfassenden Widerstand geleistet. Das hätte die Kirche „nicht nur gefährdet, sondern erledigt“, glaubt Oelke. Viele Christen orientierten sich nach Hitlers Machtergreifung zudem an Paulus' Bibelwort aus dem Römerbrief, dem Staat Gehorsam zu schulden.

Die Kirche habe ihr kritisches Potenzial aber „nicht ausreichend abgerufen“, sagt Oelke. Vielmehr seien es einzelne Christen gewesen, die aus ihrem Glauben heraus Widerstand leisteten. Dazu gehörten neben Dietrich Bonhoeffer der evangelische Theologe Eugen Gerstenmaier und der katholische Jesuitenpater Alfred Delp. Auch theologische Laien wie die Generalmajoren Hans Oster und Henning von Tresckow haben christliche Wertvorstellungen im Widerstand gegen Hitler vertreten. Der norwegische Bischof Eivind Berggrav hatte sein Amt inne, als sein Land von der Wehrmacht besetzt war. Er hielt dazu fest: „So kann auch die Stunde kommen, wo sich ein Christ fragen muss, ob es seine Pflicht sei, aktiven Widerstand zu leisten.“ Durch das Reichskonkordat mit der Katholischen Kirche und die Gleichschaltung der evangelischen Christen mit Hilfe der Deutschen Christen drängten die Nazis darauf, die Kirchen zu entmachten. Kirchenhistoriker und Theologe Martin Greschat wirft in seiner Forschung über den Widerstand gegen die Nazis die Frage auf, „warum die Christen und Kirchen aufs Ganze gesehen nur eine derart geringe Befähigung an den Tag legten, die Wirklichkeit Gottes zu bezeugen“. Der historische Rückblick dränge „die Nachgeborenen, sich möglichst umfassend und genau an jene anderen Persönlichkeiten zu erinnern und ihre Stimme zu hören, die es gottlob auch gab“.

Foto: Diözesanarchiv Berlin



Margarete Sommer

Stellvertretend für die Frauen im Widerstand steht die katholische Sozialarbeiterin Margarete Sommer. Sie bewahrt viele Juden vor der Deportation in ein Vernichtungslager. Sommer studiert Philosophie und Volkswirtschaftslehre und lehrt ab 1927 am Fürsorge-Seminar des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. 1934 weigert sie sich, die Sterilisationsgesetze im Unterricht zu vermitteln. Sie wird zur Kündigung gezwungen. 1939 wird sie Diözesanleiterin der Frauenseelsorge, übernimmt 1941 die Geschäftsführung des Hilfswerks beim Bischöflichen Ordinariat Berlin. Sie hilft rassistisch Verfolgten mit Zuspruch, Lebensmitteln, Geld und Kleidung. Sie sammelt und notiert Informationen über Deportationen und die Lebensumstände in Konzentrationslagern. Ein „Bericht über die Abwanderung der Juden“ wird im August 1942 auch nach Rom übermittelt. Sie überlebt das Kriegsende und setzt ihre Hilfe für überlebende NS-Verfolgte fort.

Foto: Reproduktion Gedenkstätte Deutscher Widerstand



Friedrich Justus Perels

Der junge Mann steht entschlossen vor den Richtern des Volksgerichtshofs um den Vorsitzenden Roland Freisler. Jedem im Raum ist schon vor der Urteilsverkündung klar: Der Angeklagte ist des Todes. Er wird sterben im Kampf gegen das nationalsozialistische Regime. Die Stoßrichtung seines Widerstandes ist an Klarheit nicht zu überbieten. Seine Beweggründe für den Widerstand hat der evangelische Jurist Friedrich Justus Perels in einem prägnanten Satz zusammengefasst: „Es fallen jetzt so viele im Kampf für dieses System. Ich finde es besser, man fällt im Kampf gegen dieses System.“ Mit seinem Fachwissen hatte Perels in den Jahren zuvor den Pfarrernotbund der Bekennenden Kirche juristisch beraten und so passiven Widerstand gegen Terror und Willkür der Nationalsozialisten geleistet. Als Anwalt vertrat er vielfach die Interessen derer, die ins Fadenkreuz des NS-Regimes gerieten. Durch seinen Freund Dietrich Bonhoeffer kam er 1940 in Kontakt zum Widerstandskreis um den Juristen Hans von Dohnanyi und arbeitete darin mit. Er half dabei, dass jüdische Menschen ins Ausland fliehen konnten.

Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 um den Wehrmachtsoffizier Claus Schenk Graf von Stauffenberg auf den deutschen Diktator Adolf Hitler wird Perels am 5. Oktober 1944 wegen „Nichtanzeige ihm bekannter Umsturzpläne und wegen illegaler Tätigkeit für die Bekennende Kirche“ verhaftet. Am 2. Februar 1945 verliert Freisler das Todesurteil gegen Perels. Der wird, nur wenige Tage vor Kriegsende, in der Nacht vom 22. auf den 23. April von einem Sonderkommando erschossen. Seinem ruchlosen Richter ist zuvor ein anderes Ende beschieden: Freisler kommt einen Tag nach der Urteilsverkündung bei einem Bombenangriff auf Berlin ums Leben. Beide sterben für ihre Überzeugungen. Freisler im willfährigen Dienst für den Dämon des Nationalsozialismus, Perels im christlich motivierten Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

„Der Verantwortliche, dessen Leben eine Antwort auf Gottes Ruf sein will“

Eine legale Absetzung Hitlers war seit 1934 nicht mehr möglich. Dies war allen Widerstandsgruppen, ob kirchlich oder nicht, bewusst. Es gab nur sehr wenige Bürger, die sich dem NS-Staat verweigerten oder gar widersetzten. Greschat stellt fest: „Es ist und bleibt ein prinzipieller Unterschied, ob sich jemand gegen Parteiversammlungen zur Zeit des Gottesdienstes am Sonntagvormittag empörte oder versuchte, das nationalsozialistische Regime durch einen politischen oder militärischen Putsch zu beseitigen.“ Dementsprechend unterscheide die Geschichtswissenschaft zwischen Äußerungen der Unzufriedenheit, betonter Nichtanpassung, erkennbarem Nonkonformismus, Opposition in Einzelfragen oder grundsätzlicher Natur, bis zur „Beteiligung an aktivem, auf den politischen Umbruch gerichtetem Widerstand“. Bürger, die Juden versteckten oder Zwangsarbeiter mit Nahrung versorgten, hatten hohe Strafen zu befürchten. Ob sie eine realistische Chance besaßen, das System grundlegend zu ändern, bezweifeln einige Historiker.

Foto: SJ-Bild



Alfred Delp

Der Jesuitenpater Alfred Delp hat gute Gründe für den Widerstand: Seit 1942 arbeitet Delp im Kreisauer Kreis, einer bürgerlichen Widerstandsgruppe, mit, um eine neue Gesellschaftsordnung für die Zeit nach dem „Dritten Reich“ zu entwickeln. Er ist nicht am Hitler-Attentat beteiligt, aber sein Engagement im Kreisauer Kreis und seine christlich-soziale Weltanschauung genügen für das Todesurteil. Die NS-Schergen bieten dem Pater in der Haft die Freiheit an. Bedingung: Austritt aus dem Orden. Delp lehnt ab. Bevor er am 2. Februar 1945 im Gefängnis Berlin-Plötzensee unter den Galgen tritt, sagte er zum Gefängnispfarrer: „In wenigen Augenblicken weiß ich mehr als Sie.“

Foto: Diözesanarchiv Berlin



Bernhard Lichtenberg

Der katholische Geistliche Bernhard Lichtenberg tritt öffentlich für die Verfolgten ein und leistet so Widerstand. Sein politisches Engagement beäugen die Nationalsozialisten von Anfang an kritisch. Auch nach 1933 lässt er sich nicht einschüchtern. Er betet wöchentlich öffentlich für die Verfolgten aller Glaubensrichtungen und prangert die systematische Ermordung unheilbar Kranker an. 1941 wendet sich Lichtenberg mit einem Schreiben an den Reichsärztführer Conti, um die Krankenmorde abzustellen. Die Gestapo überwacht sein mutiges Eintreten für Häftlinge und Juden. Lichtenberg wird denunziert, am 23. Oktober 1941 festgenommen. Ein Sondergericht verurteilt den Priester im Mai 1942. Nach zweijähriger Haftstrafe soll Lichtenberg in das KZ Dachau überstellt werden. Der schwerkranke Priester stirbt 1943 in Hof an der Saale beim Transport in das Lager.

Dietrich Bonhoeffer jedenfalls hat seine Argumente für den Widerstand klar formuliert: „Wer hält stand? Allein der, dem nicht seine Vernunft, sein Prinzip, sein Gewissen, seine Freiheit, seine Tugend der letzte Maßstab ist, sondern der dies alles zu opfern bereit ist, wenn er im Glauben und in alleiniger Bindung an Gott zu gehorsamer und verantwortlicher Tat gerufen ist, der Verantwortliche, dessen Leben nichts sein will, als eine Antwort auf Gottes Frage und Ruf. Wo sind diese Verantwortlichen?“ ■



www.ethos.ch

Die Zeitschrift mit Mehrwert.

Lesen Sie im aktuellen
ethos 4/2015 unter anderem:

- **Auf das richtige Bild gesetzt** – was eine Auktion und die Osterbotschaft gemeinsam haben.
- **«Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr habt mich nicht besucht ...»** Ein Interview mit Willy Schässburger, der sich regelmässig um Inhaftierte kümmert.
- **Alles halb so wild?** Missbraucht, missverstanden, verharmlost, vermieden – leider auch unter Christen: das Wort Sünde.
- **Moralisieren oder Relativieren?** Beide Wege – sei es bei der Kindererziehung oder in der Nachfolge – enden in einer Sackgasse, weil sie am Evangelium vorbeigehen.

Bestellen Sie jetzt ein **KOSTENLOSES** Probeheft oder ein Schnupper-Abo* (4 Ausgaben, inkl. Porto) ohne weitere Verpflichtungen für CHF 25.–/€ 20.–!

Bestellen unter: Schwengeler Verlag AG, Postfach, CH-9442 Berneck, abo@schwengeler.ch
Tel. 0041 (0)71 727 21 20

(* Schnupperabo nur in CH, DE und AT möglich)

ethos – bedeutungsvoll leben





Mein Gott, ist das schön!

Gerade jetzt im Frühling bleibt dem Betrachter der zurückkehrenden Tiere und der üppig aufblühenden Pflanzen oft nur stummes Bewundern. Aber wen oder was bewundern wir da eigentlich? Den Zufall der Evolution oder das Geschenk eines planenden Schöpfers? | **VON JÖRN SCHUMACHER**



Ein Meer von Schmetterlingen bedeckt einen ganzen Wald in Mexiko. Kein Blatt ist mehr zu sehen, überall nur das leuchtende Orange von Millionen von Monarchfaltern. Jedes Jahr fliegen sie eine Strecke von 4.000 Kilometern von Nordamerika nach Mexiko, um dort zu überwintern. Der Dokumentarfilm „Metamorphose“ aus dem Jahr 2012 berichtet in faszinierenden Bildern von den Schmetterlingen, die den Biologen Rätsel aufgeben – und den Laien staunen lassen. Keiner der Monarchfalter ist die Strecke jemals zuvor geflogen, und doch findet jede Generation jedes Jahr wieder den Weg zu genau jenem Berghang in genau jenem Wald, den ihre Vorfahren vor Urzeiten für das Winterquartier auserkoren haben. Schmetterlinge bieten noch mehr Verwunderliches. Jede einzelne der 20.000 Arten hat ein anderes Farbmuster, und jede hat anders geformte Flügel. „Selbst wenn ich der größte Künstler der Welt wäre, könnte ich mir nicht all diese Muster ausdenken“, bekennt ein Biologe sein Erstaunen über diese Wesen. Noch faszinierender wird es, wenn man sich die Verwandlung einer Raupe zum Schmetterling ansieht: Es gibt zwei verschiedene Baupläne für zwei Arten von Lebewesen, und doch entsteht das eine aus dem anderen. Vergleichbar ist dies mit einem Auto, das sich zunächst selbst eine Garage baut und sich darin in ein Flugzeug verwandelt.

Wieso bringt die Natur solche komplexen und oftmals wunderschön anzusehenden Dinge hervor?

Was ist Schönheit überhaupt? Für einen Biologen ist Schönheit schwer zu fassen, da sie eine menschliche geistige Dimension beschreibt. Siegfried Scherer, Professor am Lehrstuhl für Mikrobielle Ökologie an der Technischen Universität München, mag sich naturwissenschaftlich nicht an das Thema heranwagen. Er sagt zu pro: „Geistige Phänomene können durch naturwissenschaftliche – und damit auch durch evolutionsbiologische – Methoden grundsätzlich nicht erfasst werden, schon gar nicht deren vermutete Evolution.“ Das betreffe nicht nur das Empfinden von Ästhetik, also der Frage, ob etwas als schön oder



hässlich wahrgenommen wird. Sondern das betreffe auch Ethik (gut/böse) und Mystik (etwa religiöse Erfahrung).

Schönheit ist objektiv schwer zu fassen. Es gibt keine festen Regeln. „Schönheit liegt im Auge des Betrachters“, sagt der Volksmund. Aber immerhin gibt es Hinweise. Symmetrie oder den Goldenen Schnitt etwa. Hat Schönheit auch etwas mit Moral zu tun? Mit „dem Guten“? In der Literatur gibt es fast immer einen Zusammenhang: das Schöne ist meistens gut, das Hässliche meistens böse. Und umgekehrt. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“, schrieb Goethe, der auch Naturwissenschaftler war und dem Schönen hinterherjagte. Ist das ultimative Schöne also vielleicht zugleich das ultimative Gute? Und das ultimative Böse zugleich das Hässlichste?

Umberto Eco schrieb in seiner „Geschichte der Schönheit“, dass wir dann von Schönheit sprechen, „wenn wir etwas als das genießen, was es ist, unabhängig davon, ob wir es besitzen“. Vielleicht ist Schönheit also ein Geschenk von demjenigen, der sie geschaffen hat? Scherer, der 2013 zusammen mit Reinhard Junker das Buch „Evolution. Ein kritisches Lehrbuch“ herausbrachte, kann bei aller Ambivalenz in der Biologie auch Sinn in der Schönheit finden: „Für mich, der ich daran glaube, dass ein Schöpfer hinter den Lebewesen steht, ist es ein sehr befriedigender Gedanke, dass die Lebewesen bei all ihrer ausgefeilten, biologischen Funktionalität auch die Aufgabe haben, uns Menschen mit ihrer Schönheit zu erfreuen und uns damit auf den Schöpfer hinzuweisen.“

Schönheit ist nicht immer erfolgreicher

Evolutionär betrachtet ist überbordende Schönheit ein Luxus, ja oft sogar ein Hindernis. Charles Darwin wurmte es sehr, dass seine Evolutionstheorie den Zweck von Schönheit nicht wirklich erklären konnte. Ein Jahr nach seinem berühmten Werk „Über die Entstehung der Arten“ schrieb er: „Wenn ich die Federn im Schwanz eines Pfau sehe, wird mir übel.“ Elf Jahre später präsentierte Darwin seinen Lösungsansatz für das Problem. Er nannte es die Theorie der sexuellen Auslese, und ihr zufolge wählt das Weibchen im Tierreich stets jenen männlichen Vertreter für die Paarung aus, welcher den schönsten Schmuck zur Schau trägt. Beim Pfau wären das seine prächtigen Federn. Er kann in diesem Kleid zwar kaum mehr fliegen, hat aber offenbar größere Chancen bei den Weibchen.

Diese Theorie hat es bis heute nicht leicht. Die sonst so für die Evolution typische Kosten-Nutzen-Rechnung scheint hier zu wackeln. Viel Schönheit erfordert höhere Komplexität und mehr Ressourcen. In ihrem evolutionskritischen Lehrbuch gehen Scherer und Junker auch auf das Problem ein und stellen fest: „Die Natur scheint weitaus schöner zu sein, als es das Überleben erfordert.“ Als Beispiel bringen auch sie Schmetterlinge und erklären zu Tagpfauenauge, Distelfalter, Admiral und Kleinem Fuchs: „Die meisten Schmetterlinge sind weit weniger farbenprächtig und weisen viel einfachere Flügelmusterungen auf – existieren aber oft in größerer Zahl!“

Für den Biologen Scherer steht es außer Zweifel, dass der Schwanz des Pfau und die Verhaltensweisen von Tieren (und auch von Menschen) eine Funktion bei der Partnerwahl haben. Doch der Schluss, damit die evolutionsbiologische Erklärung für ihre Entstehung gefunden zu haben, ist für ihn voreilig. Die Herausforderung bestehe nach wie vor darin, die vermutete evolutive Entstehung auf einer genetischen Ebene zu erklären. Das sei bisher bei der Entstehung komplexer Strukturen generell nicht gelungen, auch nicht beim Pfauenschwanz. „Das heißt allerdings nicht, dass man eine solche Erklärung in der Zukunft niemals finden wird – das kann keiner mit Sicherheit sagen“, stellt Scherer klar.

Foto: Peter Bugaiski, flickr (CC BY-NC 3.0)



Anzeige



Zeit

3.573
Unterrichtsstd.

48 Wochen
Praktikum

525 Bibelverse
intus

2.000
km durch Israel

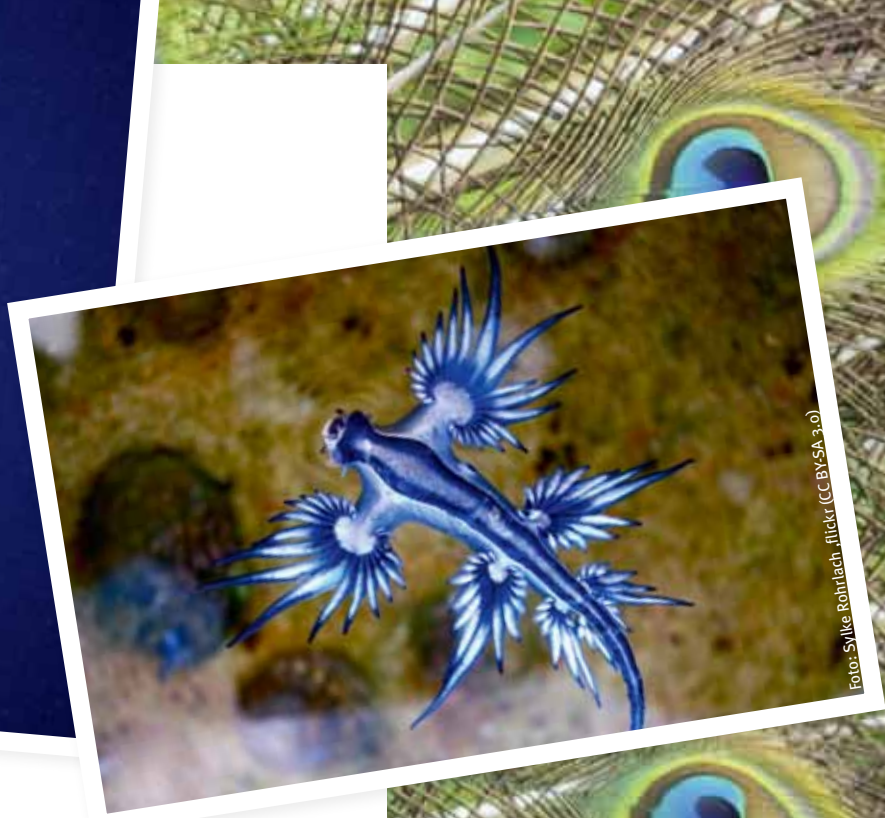
Alles deins nach 3 Jahren
Bibelschule im Bibel-Center
Breckersfeld. Für deine Zukunft
und deinen Auftrag.



Hol dir
mehr Infos
in 7 Sek.



DEINE BIBELSCHULE
Bibel-Center.de
+49 (0) 23 38-1071

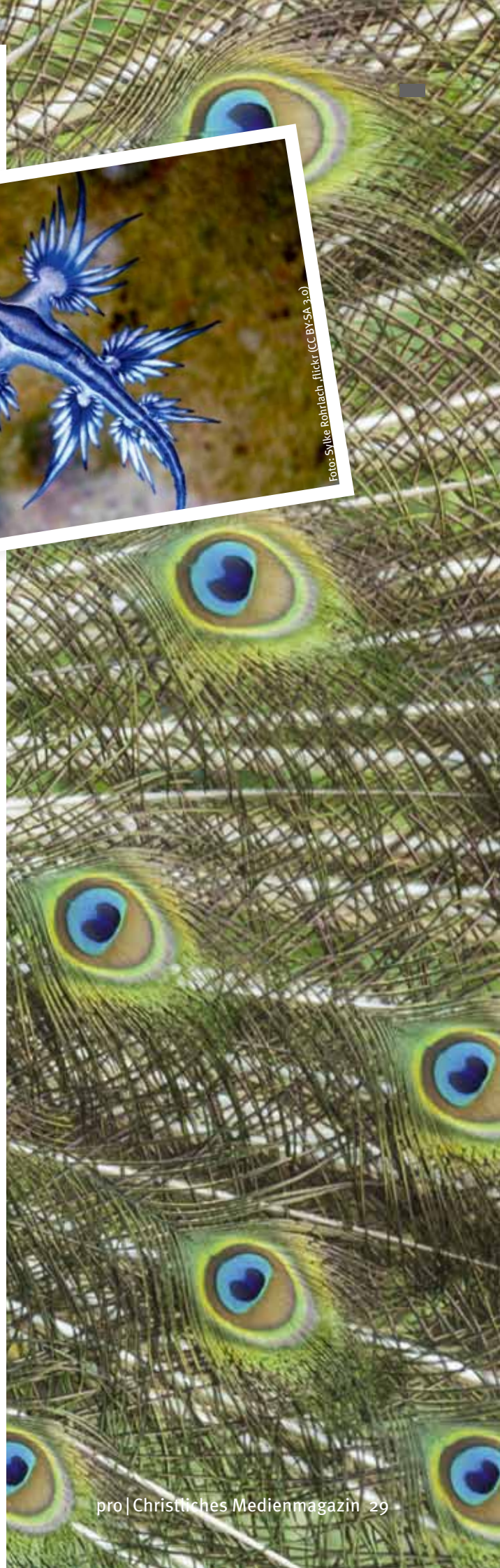


Auch Atheisten loben die Wunder der Natur

Die Natur ist durchtränkt von Schönheit, wir finden sie im Weltall, in den Naturgesetzen, in der Mathematik, manchmal sogar dort, wo fast nie ein Mensch hinschaut, etwa in der Tiefsee. Gerade dort, wo Menschen erst seit kurzem mittels aufwändiger technischer Hilfsmittel hinkommen, gibt es ungezählte bizarre Lebensformen, die aussehen, als habe sie ein Künstler unter Drogeneinfluss erschaffen. „Vielleicht ist diese Ästhetik ja gar nicht nur für den Menschen gedacht?“, gibt Scherer zu bedenken. „Vielleicht hat Gott auch selber Freude an seinen Werken?“

In der Bibel steht Gottes Schöpfung immer im Zusammenhang mit dem Lob des Schöpfers. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk“, heißt es in Psalm 19. Paulus geht sogar so weit zu sagen, dass die Schöpfung in direktem Zusammenhang mit unserer Schuld vor Gott und seinem Gericht steht: „Denn Gottes Zorn wird vom Himmel her offenbart über alles gottlose Wesen [...] Denn was man von Gott erkennen kann, ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart. Denn Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit der Schöpfung der Welt ersehen aus seinen Werken, wenn man sie wahrnimmt, sodass sie keine Entschuldigung haben.“ (Römer 1,18 ff) Diese Gotteserkenntnis gehe über naturwissenschaftliche Analyse weit hinaus, es handele sich um ein existentielles, jedem Menschen geschenktes Erkennen, ist Scherer überzeugt. „Ich kenne keinen Biologen, der von der Natur nicht fasziniert und begeistert ist. Auch Atheisten empfinden das. Nicht selten fassen sie das in Worte und schwärmen geradezu von den ‚Wundern der Natur‘.“

Vielleicht ist die Schönheit in der Natur vor allem als Hinweis auf Gott als das ultimative Schöne und Gute zu verstehen. Wie es im Psalm 8 heißt: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast [...] Du hast (den Menschen) zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die wilden Tiere, die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und alles, was die Meere durchzieht. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!“ ■



Aiman Mazyek steht unter Druck, und das merkt man. Als pro sich Anfang März mit ihm zum Interview in Berlin trifft, ist der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Deutschland (ZMD) zwar fröhlich, aber auch gestresst. Mazyek hastet derzeit von einem Termin zum anderen, demonstriert mit Staatsoberhäuptern gegen Antisemitismus und für Pressefreiheit, führt Gespräche mit Ministern und den interreligiösen Dialog mit den Kirchen. Trotzdem nimmt er sich eine Stunde Gesprächszeit mit einem Magazin aus dem evangelikalen Spektrum. Eigentlich soll das wohl ein positives Signal in Richtung der frommen Christen sein, mehrmals ist der Dialog zwischen Evangelikalen und Muslimen Thema der Unterhaltung. Doch was freundlich beginnt, wird unerfreulich enden.

Wer mit Mazyek spricht, versteht rasch, warum er sich in den Medien so schnell einen Namen machen konnte. Er ist eloquent, schlagfertig und zugleich ehrlich – eine Kombination, die sich so heute selten im politischen Berlin findet. Und ob Mazyek das will oder nicht: Die politische Sphäre ist in einem Deutschland, das tagein, tagaus darüber diskutiert, ob der Islam nun zu ihm gehört oder nicht, ganz natürlich auch zu seiner Bühne geworden. Auf dieser Bühne wiederum bewegt er

sich mit einer seltsamen Mischung aus Sicherheit und Impulsivität. Er spricht sich für ein Miteinander von Christen und Muslimen aus. Er erklärt, dass der Islam nichts mit dem Terror zu tun habe; ein Satz, der ihm immer wieder vorgehalten wird, der in seiner Lesart aber überzeugend wirkt. Denn Mazyek will damit nicht sagen, dass es keine Terroristen im islamischen Kontext gibt. Vielmehr drückt er aus, dass islamische Lehre, wie er sie versteht, keinen Raum für solcherlei Gewalt bietet. Er meint: So, wie Jesus die Kreuzzüge nicht befohlen hat, liegt der Terror nicht im eigentlichen Wesen des Islams, auch wenn einzelne Muslime radikal werden.

Mazyek ist in den vergangenen Monaten oft missverstanden worden, unter anderem mit diesem Statement. Entsprechend dünnhäutig zeigt er sich dann im Gespräch mit pro. Nun ist Streilit nicht die schlechteste Eigenschaft eines Interviewpartners. Mazyek sagt gute und starke Sätze im Gespräch, etwa zu seiner Rolle in der Öffentlichkeit, zum Dialog mit Evangelikalen und zu theologisch-politischen Themen, wie der Haltung islamischer Verbände zu gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Sätze, die an dieser Stelle hätten zitiert werden sollen. Doch er wird seine Worte nicht zum Druck freigeben. Als Grund dafür gibt er zu-



Anfang März führte pro ein Interview mit Aiman Mazyek. Den Abdruck hat er diesem Magazin aber verboten

Foto: Anna Lutz, pro

nächst an, die Fragen seien im Nachhinein verfälscht worden. Auf eine überarbeitete Version und den Vorschlag, ihm die Audio-Aufzeichnung mit den Fragen zum Nachhören vorzulegen, geht er nicht ein. Am Ende werden sich Mazyek und pro nicht einig. Unmittelbar vor Redaktionsschluss und drei Wochen nach dem Interviewtermin sagt er endgültig aus zeitlichen Gründen ab. Er entschuldigt sich für die Unannehmlichkeiten, was wir ausdrücklich annehmen. Dennoch ist es das erste Mal in der Geschichte dieser Zeitschrift, dass ein komplettes Interview nicht erscheinen darf – und das noch nicht einmal wegen der Antworten des Protagonisten, sondern wegen der Fragen der Redakteurin.

Behutsamer Umgang gefordert

Wer sich nun fragt, wie es dazu kommen konnte, muss sich vor Augen führen, wie sehr Mazyek derzeit bedrängt wird. Nach den Anschlägen von Paris im Januar demonstrierte er am Brandenburger Tor mit Bundeskanzlerin Angela Merkel und Bundespräsident Joachim Gauck für eine offene Gesellschaft. Medienberichten zufolge warfen ihm Kritiker aus den anderen Islamverbänden daraufhin vor, er stilisiere sich zum „selbsternannten Ober-Moslem“.

Bekir Alboga, der Dialogbeauftragte des größten deutschen Islamverbandes Ditib, beschwerte sich laut der Süddeutschen Zeitung über Mazyeks politische Alleingänge: „Wir standen als diejenigen da, deren Haltung zu Terror, jüdischen Opfern und Meinungsfreiheit zweifelhaft ist“, sagte er über die Demo am Brandenburger Tor, und weiter: „Dabei hatten wir uns genauso klar von den Taten distanziert wie der ZMD.“ Mazyek konterte öffentlich und forderte die Verbände zu „mehr Behutsamkeit und Sachlichkeit im Umgang miteinander“ auf, dies gehöre schließlich auch zu einer vorbildlichen islamischen Verhaltensweise.

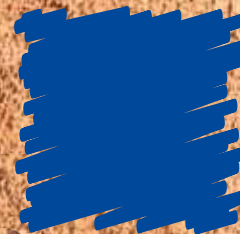
Dabei ist der Vorwurf der Ditib nicht ganz unbegründet: Der Koordinationsrat der Muslime umfasst vier verschiedene Organisationen. Mazyeks Zentralrat ist mit 24 Mitgliedsorganisa-

tionen der kleinste von ihnen. Die Ditib ist die größte Gruppe im Koordinationsrat und bringt 950 Moscheegemeinden zusammen. Wer aber kennt zum Beispiel Nevzat Yaşar Aşikoğlu? Das ist der Vorsitzende der Ditib. In der Öffentlichkeit ist er so gut wie nicht sichtbar. Mazyek aber ist es. Es musste also irgendwann zum Deutungsstreit kommen.

Dass Mazyek zunehmend als Stimme der deutschen Muslime wahrgenommen wird, ist sicher nicht allein ihm anzurechnen. Wie so oft bedingen sich Medien und Politik. Weil Mazyek schnell und kompetent reagiert, wird er angefragt. Dem Islam in Deutschland ist das zunächst ein Gewinn. Denn Mazyek zählt zu jenen Muslimen, die immer und unermüdlich zu Frieden und Miteinander aufrufen. Ob er damit auch die rund 6.000 Salafisten in Deutschland erreicht, vermag niemand zu sagen. Zumindest aber wird er öffentlich gehört. Dass er nun wegen seines überdurchschnittlichen Engagements unter Druck gerät, kann man folglich auch bedauern. Doch wenn alles gut läuft, führt diese Entwicklung vielleicht zu einer Reifung im islamischen Spektrum. Verbände wie die Ditib oder der Islamrat, die sich bisher als wenig medienwirksam gezeigt haben, sehen sich nun stärker herausgefordert, das Gesicht des Islams in Deutschland mitzuprägen. Das wäre vor allen Dingen ehrlicher. Denn der deutsche Islam ist nicht der des Zentralrats. Es ist der aller Verbände – und der tausenden Muslime, die sich nicht durch selbige vertreten sehen. Laut der Studie des Innenministeriums „Muslimisches Leben in Deutschland“ gehören zwar über 20 Prozent der Muslime Moscheegemeinden an – aber 36 Prozent bezeichnen sich als sehr gläubig. Wer für jene Frommen, die nicht organisiert sind, sprechen kann, ist und bleibt eine offene Frage, die der institutionalisierte Islam versuchen muss, zu beantworten. Und zwar erst recht in Zeiten, in denen die Zahl junger Deutscher wächst, die in den gewalttätigen Dschihad ziehen. Aiman Mazyek haben wir diese Frage übrigens gestellt und er hat geantwortet. Nur drucken dürfen wir seine Worte nicht. ■

Unter Druck

Aiman Mazyek gilt als das Gesicht des Islams in Deutschland. Doch er steht in der Kritik. Während er die Muslime hierzulande gegen Vorurteile verteidigt, greifen die eigenen Leute ihn scharf an. | VON ANNA LUTZ



KOMM MIT IN MEINE WELT ...

Verändere das Leben
eines Kindes im Namen Jesu,
und du beginnst,
die Welt zu verändern.

WWW.COMPASSION-DE.ORG
WWW.COMPASSION.CH

... GEMEINSAM KÖNNEN WIR SIE VERÄNDERN.

Sinnvolle 1-zu-1-Patenschaften mit Compassion

Anzeigen

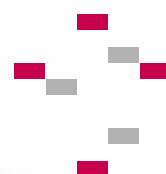
Seminar

Der Gemeindebrief

Termin: 9. Mai 2015

Ort: Wetzlar

Referent: Michael Gutekunst,
Diakon und Öffentlichkeitsarbeiter



christliche
medien
akademie

Forum für Nachwuchsjournalisten

Termin: 6. Juni 2015

Ort: Frankfurt/M.

Netzwerktreffen für junge und angehende
Journalisten: Kontakte knüpfen, Austausch
mit Medienprofis, Impulse für die Praxis.



Das missbrauchte Fest

Es ist Feiertag. Millionen von Männern ziehen alkoholisiert durchs Land und feiern Vatertag. Erinnert noch einer an das eigentliche Fest? Eine ernüchternde Medienbeobachtung zur Himmelfahrt. | VON WOLFRAM WEIMER



Grafiken: LueratSatchob, thinkstock

Was ist den Deutschen am Himmelfahrtstag am wichtigsten? Eine Allensbach-Umfrage bringt es an den Tag: Schönes Wetter! Am zweitwichtigsten? Ausflüge machen. Danach? Grillen, Chillen und „etwas trinken und auch ein wenig über die Stränge schlagen“. Der Himmelfahrtstag droht als religiöser Sinntag aus dem kollektiven Bewusstsein zu verschwinden. Immer mehr Deutsche wissen gar nicht mehr, worum es überhaupt geht. Zwar ist es ein gesetzlicher Feiertag, aber die meisten haben ihn zum „Vatertag“ umfunktioniert. Und der wird vor allem feucht-fröhlich begangen.

Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes gibt es an Christi Himmelfahrt so viele durch Alkohol bedingte Verkehrsunfälle wie sonst an keinem anderen Tag im Jahr. Die Polizei hat ausgerechnet an diesem friedlichen Feiertag alle Hände voll zu tun und meldet „aufgrund des erhöhten Alkoholkonsums und der häufig durchgeführten Massenveranstaltungen erheblich mehr Schlägereien“. Die bittere Wahrheit ist: Der Himmelfahrtsfeiertag ist zum gewaltigen Massen-Saufgelage umherziehender Männerhorden degeneriert.

Auch in den Medien wird Himmelfahrt entweder totgeschwiegen, als ginge es um einen Sack Reis, der in China umfällt. Oder aber der „Vatertag“ wird als nationales Delirium medial in jedem Detail ausgeleuchtet, ja die Medien heizen für den exzessiven Alkoholkonsum geradezu ein. Die Bild-Zeitung bringt die Geschichte „20 Gründe heute ein Bier zu trinken“. Radio Hamburg empfiehlt die drei B's für

den Tag: „Brüste, Bier und Bälle“. Der Spiegel macht eine Reportage zum „Bierathlon“ und philosophiert über „die Verweildauer unterschiedlicher Biersorten im Magen“. Mit Vergnügen werden Sprüche wie „Verhindert Waldbrände, trinkt Bier“ oder „Investiere in Alkohol, mehr Prozente bekommst Du nirgends“ verbreitet.

Wer Himmelfahrtssegen im Internet sucht, weil man dort ja alles findet, der sei gewarnt. Die Domain himmelfahrt.de führt geradewegs in die Facebook-Welt leerer Seiten. In dem Netzwerk sind dafür ein Herr Christus und eine Frau Christi Himmelfahrt zu finden, die Fotos von Waikiki Beach oder ein Video über den plötzlichen Herztod in Bamberg posten. Der geübte Internet-Surfer gibt so schnell nicht auf und versucht es mit himmelfahrt.com. Dort will einem die Firma „Airboard“ aufblasbare Schlitten verkaufen. Vielleicht sind die Österreicher noch traditionsbewusster und religiöser, also himmelfahrt.at eingeben. Das Ergebnis: eine Schülerverbindung aus Salzburg. Und wer schließlich christihimmelfahrt.de öffnen will, dem wird mitgeteilt, dass diese Domain zu kaufen wäre. Vollends bitter wird es, wenn man auf YouTube den Suchbegriff „Himmelfahrt“ eingibt. Anstatt eines christlichen Videos wird einem auf Platz eins ein Nazi-Luftwaffen-Video angeboten mit der Glorifizierungsmusik einer donnernden Metalband namens Megaherz.

Auf der Suche nach dem Himmelfahrtsfest hat man medial also die Wahl zwischen Komasaufen und Neonazi-Rock. Die Himmelfahrts-Medienreise endet ir-

gendwo zwischen Skandal und Trauerspiel, zwischen Ignoranz und Masochismus. Es liegt darum an Christen selber, die frohe Botschaft von sich aus in die Welt zu tragen. Denn auch vor 2.000 Jahren halfen kein Facebook und kein YouTube – und die wunderbare Nachricht revolutionierte die Welt doch, weil ein gewisser Lukas das aufschrieb: „Jesus führte seine Jünger aus der Stadt hinaus nach Bethanien. Dort erhob er die Hände, um sie zu segnen. Und während er sie segnete, entfernte er sich von ihnen und wurde zum Himmel emporgehoben. Sie aber warfen sich vor ihm nieder. Dann kehrten sie voller Freude nach Jerusalem zurück.“ (Lukas 24, 50-52)

Jahrhundertlang wurden die Tage rund um Christi Himmelfahrt als Bitttage (die legendären Rogationes) kultiviert. Man bat an diesem Tag besonders um eine gute Ernte. Gegessen wurde gerne „fliegendes Fleisch“, so zum Beispiel gefüllte Tauben. Auch vogelförmig gebackene Brote erinnerten daran, dass dieser Tag ein etwas anderer war. In Süddeutschland wurde die Statue des Auferstandenen an Christi Himmelfahrt gerne durch das „Heiliggeistloch“ auf den Kirchenspeicher gezogen. Allenthalben gab es Bittprozessionen und Feldumgänge, worauf man von Gangwoche, Betwoche, Bittwoche oder Kreuzwoche sprach. Daraus ist die Herrentags-Ausflugssitte entstanden, sich mit Kutschen, Bollerwagen und Wanderstiefeln in die Natur zu begeben. Dagegen ist nichts zu sagen. Gegen die Pervertierung des Feiertages aber schon. ■

Beim Geld hört der Spaß auf

Eine diakonische Einrichtung kündigt einer Mitarbeiterin, weil diese privat in Pornofilmen mitwirkte. Dagegen klagt die Frau. Dürfen sich kirchliche Arbeitgeber für das Privatleben ihrer Angestellten interessieren und daraus Konsequenzen für das Dienstverhältnis ziehen? Der Staat räumt den Kirchen Sonderrechte ein – unter anderem den sogenannten „dritten Weg“. pro erklärt, was das bedeutet. | **VON NORBERT SCHÄFER**

Arbeitgeber kündigen Mitarbeitern. Das geschieht jeden Tag und kann personenbedingt, verhaltensbedingt oder betriebsbedingt sein, muss aber immer gut begründet und nachvollziehbar sein. Weil zwischen dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, schützt der Staat den schwächeren Arbeitnehmer durch Arbeitsrecht und Kündigungsschutzgesetze. Ist ein Arbeitnehmer mit seiner Kündigung nicht einverstanden, muss er binnen drei Wochen vor dem Arbeitsgericht klagen. Im Fall der Diakonie in Mittelfranken, der vor dem Arbeitsgericht in Donauwörth verhandelt wurde, durfte die Diakonie nach Ansicht der Richter ihre Mitarbeiterin kündigen. Obwohl die Kündigung gar nicht durch etwas begründet war, was die Frau während ihrer Arbeitszeit getan hatte. Gegenüber der Süddeutschen Zeitung hatte die Frau erklärt: „Die Pornos habe ich in meiner Freizeit gedreht. Also nach Dienstschluss. Und ich finde: Das ist mein gutes Recht!“ Das Gericht sah das anders, weil auch die Freizeitaktivität nicht vereinbar mit der Sexualethik der Kirche sei. Außerdem: Sollten Eltern der von ihr betreuten behinderten Menschen oder diese selbst von dem Hobby erfahren, könnte daraus für die Diakonie ein Vertrauensverlust entstehen. „Wie sich jemand privat verhält, kann auch bei anderen Arbeitgebern zur Kündigung führen, die einen Tendenzbetrieb unterhalten“, erklärt Klaus Schultze-Rhonhof, Partner der Kanzlei Jota Rechtsanwälte. „Greenpeace kann verlangen, dass sich Mitarbeiter privat auch umweltfreundlich verhalten. Ein plausibler Kündigungsgrund wäre beispielsweise, wenn ein Mitarbeiter daheim im Garten Öl entsorgt und damit das Grundwasser verseucht.“ Im Grundgesetz ist im Artikel 4 nicht nur die Freiheit des Glaubens garantiert, sondern jede Weltanschauung. Auch Atheistenverbände können sich auf den Schutz durch das Grundgesetz berufen.

Tendenzbetriebe sind in erster Linie nicht darauf angelegt, Geld zu verdienen, sondern dienen politischen, erzieherischen, wissenschaftlichen, künstlerischen oder kirchlichen Zielen. Kindergärten, Altenheime und Krankenhäuser mit kirchlichen Trägern gelten als Tendenzbetriebe, weil bei diesen Einrichtungen nicht der Gewinn, sondern der Dienst am Menschen aus christlicher Nächstenliebe im Vordergrund stehen soll.

Wer in einem Tendenzbetrieb arbeitet, muss mehr Rücksicht auf die Ziele des Arbeitgebers nehmen, als dies in anderen Betrieben der Fall ist. Anwalt Schultze-Rhonhof erklärt die Sicht des Bundesarbeitsgerichts dazu: „Außerdienstlich begangene Straftaten können auch dann zu einem Eignungsmangel führen, wenn es an einem unmittelbaren Bezug zum Arbeitsverhältnis fehlt.“ Denkbar wäre die berechtigte Kündigung eines

Mitarbeiters im kirchlichen Altenheim, wenn privat ein Verfahren wegen Körperverletzung gegen ihn läuft. Der Arbeitgeber darf unter bestimmten Voraussetzungen das Arbeitsverhältnis auch kündigen, wenn nur ein Verdacht gegen den Mitarbeiter besteht.

Bundesverfassungsgericht stärkt Sonderrechte der Kirchen

In den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gelten andere Regeln als in der Katholischen Kirche. Das Regelwerk der Katholiken legt strengere Maßstäbe an. Ein Chefarzt in einem katholischen Krankenhaus hatte sich von seiner Ehefrau getrennt und jahrelang eine Freundin gehabt. Als er diese heiratete, kündigte ihm der Arbeitgeber. Dagegen klagte der Arzt. Alle Instanzen bis zum Bundesarbeitsgericht unterstützten den Arzt zunächst darin, dass die Kündigung unwirksam sei. Das Bundesarbeitsgericht argumentierte, dass der Arbeitgeber jahrelang gewusst habe, dass der Arzt eine Freundin hatte. Die Heirat mache da keinen Unterschied. Das letzte Urteil fiel aber doch anders, zugunsten der Kirche, aus: Das Bundesverfassungsgericht entschied im vergangenen Jahr, dass das Bundesarbeitsgericht gar nicht bewerten könne, was der Kirche wichtig ist und was nicht. „Das Bundesarbeitsgericht durfte demnach dieses Werturteil nicht fällen“, sagt Schultze-Rhonhof. „Letztlich hat das Urteil des Bundesverfassungsgerichts die Sonderrechte der Kirchen gestärkt.“

Das Urteil verdeutlicht aber auch, dass in puncto Wiederheirat zwischen den beiden Volkskirchen enorme Unterschiede herrschen, die sich wiederum von der öffentlichen Meinung unterscheiden. Bei einem evangelischen Krankenhausträger hätte dem Arzt höchstwahrscheinlich keine Kündigung gedroht, bei einer städtischen Klinik ist die Frage vermutlich irrelevant.

Die Kirchen müssen sich auch dem Vorwurf stellen, dass kirchliche Krankenhäuser besondere Rechte dazu benutzen, um viel weniger Lohn zu bezahlen als vergleichbare andere Krankenhäuser. Der Vorwurf gilt analog für kirchliche Kindergärten und Altenheime. Dem widerspricht die Kirchenjuristin Petra Knötzele, die als Oberkirchenrätin bei der Landeskirche in Hessen und Nassau angestellt ist: „Unsere Arbeitsverträge halten jedem Vergleich, etwa mit dem Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst, stand.“

Anwalt Schultze-Rhonhof dagegen ist skeptisch: „Wenn etwa diakonische Einrichtungen in der Vergangenheit Leiharbeiter eingesetzt haben, die weniger verdienen als eigene Angestellte, tut sich die Kirche damit keinen Gefallen und zerstört damit

ihre Sonderrechte. Die werden in der Bevölkerung zunehmend nicht mehr verstanden.“ Dann wird auch die Politik diese Sonderrechte aufheben müssen. Die Tendenz sei absehbar.

Konsensmodell versus Konfliktmodell

Denn in der Ausgestaltung der Arbeitsverträge hat der Gesetzgeber den Kirchen besondere Rechte eingeräumt – den sogenannten „dritten Weg“. Vom „ersten Weg“ spricht das Arbeitsrecht, wenn eine Partei, also der Arbeitgeber, vorgibt, was im Arbeitsvertrag steht. Typisches Beispiel sind die Beamtengesetze. Als „zweiten Weg“ bezeichnet man die Tarifautonomie. Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände schließen Tarifverträge, in denen die Rahmenbedingungen für alle Arbeitnehmer, die darunter fallen, geregelt werden.

Der sogenannte „dritte Weg“, den die Kirchen gewählt haben, geht zurück auf die Weimarer Verfassung und hat danach Eingang ins Grundgesetz gefunden, weil der Staat den Kirchen nach dem Zusammenbruch der Nazidiktatur die Funktion einer mahnenden Autorität zubilligte. Die Kirchen bilden Kommissionen aus Arbeitgebern und Arbeitnehmervertretern, die sich einigen sollen, ohne zu streiken. „Die Vertreter müssen in den Verhandlungen zu einer Mehrheit gelangen. Der Konsens wird nicht in einem Arbeitskampf erwirkt, sondern friedlich, und entspricht dem Selbstverständnis der Kirchen“, sagt Oberkirchenrätin Petra Knötzele. Der Verband kirchlicher Mitarbeiter, eine Art Gewerkschaft, bestimmt die Vertreter der Arbeitnehmerseite aus Kirche und Diakonie. „Kommt die Kommission zu keinem Ergebnis, kommt es zur Schlichtung“, sagt die Juristin. Die Schlichtung ist im kirchlichen Modell für beide Partner bindend.

Julian Jaedicke, Gewerkschaftssekretär bei Verdi-Mittelhessen, bemängelt dies: „Die Mitarbeiter aus Betrieben, die in den Kommissionen mitwirken, sind keine Tarifexperten.“ Dem entgegnet Knötzele, dass die Mitarbeiterseite jederzeit einen unabhängigen Experten hinzuziehen könne. Jaedicke kritisiert auch die Schlichtung des dritten Weges: „Der Schlichter bei Tarifverhandlungen unterbreitet ein Angebot, einen Kompromissvorschlag. Dem können die Tarifpartner zustimmen oder nicht. Beim dritten Weg ist es eine ‚Zwangsschlichtung‘.“ Er kritisiert auch, dass Kirchenmitarbeiter nicht streiken dürfen. Unterdessen gibt es in Landeskirchen auch tarifliche Modelle, die dem „zweiten Weg“ folgen. Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und die frühere Nordelbische Kirche haben mit den Gewerkschaften Tarifverträge über das Arbeitsrecht für die Beschäftigten ihrer Landeskirche ausgehandelt. ■



Über Salah Ahmads Schreibtisch hängt ein mit Wachsstiften gemaltes Bild: Ein lila-schwarzes Boot treibt auf dem Wasser. Die Sonne steht hoch am hellblauen Himmel. Am Mast weht die Ala Rengîn, die Nationalflagge Kurdistans, sie zeigt eine goldene Sonne auf rot-weiß-grünem Grund. Eine achtjährige Patientin hat das fröhliche Bild am Ende ihrer Therapie angefertigt. Sie wurde behandelt, weil sie mit ansehen musste, wie irakische Polizisten unter Saddam Hussein ihre Mutter an den

mat. „Dieses Land kennt nur Gewalt“, sagt er. Jahrzehntlang litten im Irak hunderttausende Menschen unter Saddam Husseins totalitärem Regime. Heute sind Millionen auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg im benachbarten Syrien oder den Terrorschwadronen des Islamischen Staates (IS). Seit 2011 suchten fast 300.000 Syrer Asyl in Kurdistan – die meisten sind Christen und syrische Kurden. Mehr als zwei Millionen Iraker sind zudem Flüchtlinge im eigenen Land. Mit seinen Mitarbeitern kümmert sich Salah

rige ethnischer und religiöser Minderheiten, haben Familienmitglieder verloren oder wurden Zeugen unvorstellbarer Gräueltaten. Noch schlimmer ergeht es den Frauen. Die IS-Kämpfer versklavten und verkaufen, schlagen und vergewaltigen sie. Die Dschihadisten „schlachten die Menschen wie Schafe“, sagt Ahmad. Wer solche Grausamkeiten erlebt, dessen Seele nimmt Schaden. Manche können nicht mehr schlafen, andere werden depressiv oder leiden unter Panikattacken, wieder andere werden selbst gewalttätig, zum



Foto: Sebastian Rich/UNHCR, flickr (CC BY-NC 2.0)

Es sind Tränen der Erschöpfung und Erleichterung, die diese junge Syrerin verbirgt. Auf der Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg hat sie mit ihrem erst wenige Wochen alten Säugling gerade die kurdische Grenze überquert

„Ich spüre ihren Schmerz“

Millionen Menschen im Nahen Osten sind auf der Flucht vor Krieg, Gewalt und Verfolgung. Schutz finden Hunderttausende, darunter unzählige Christen, im kurdischen Nordirak. Ein Berliner Psychotherapeut hat dort ein einzigartiges Netzwerk von Behandlungszentren für Folteropfer und schwer Traumatisierte aufgebaut. | VON SEBASTIAN SCHRAMM

Haaren durch das ganze Haus zogen und schwer misshandelten. Salah Ahmad kennt tausende solcher Patienten. Der Berliner leitet die Jîyan-Stiftung für Menschenrechte, die er 2005 als Zentrum für Traumabewältigung in Kirkuk im Norden des Irak gründete. Mit seinem Team behandelt der Psychotherapeut schwer Traumatisierte – Opfer von Gewalt, Folter und Krieg.

Regelmäßig pendelt der gebürtige Iraker zwischen Deutschland und der Autonomen Region Kurdistan – seiner Hei-

Ahmad um die Überlebenden schwerster Menschenrechtsverletzungen bis hin zum Genozid. „Menschen, denen die Ohren oder die Hälfte der Zunge abgeschnitten wurden“, sagt der Therapeut. Für das Interview hat er auf einem Sofa in seinem Berliner Büro Platz genommen. Hinter ihm an der Wand hängt ein geknüpfter Teppich aus dem Orient. Wenn der Mittfünfziger spricht, weicht sein Blick nicht von seinem Gegenüber. Es scheint, als erfasse er das kleinste Detail.

Viele Flüchtlinge, vor allem Angehö-

Beispiel gegenüber der eigenen Familie. Als Jugendlicher musste Ahmad in seiner Heimat mit ansehen, wie Familien zerbrachen, weil die Ehemänner nach jahrelangen Haftstrafen in Foltergefängnissen nicht mehr dieselben waren. Ahmad floh in den 80er Jahren selbst aus dem Irak. „Sonst wäre ich nicht mehr am Leben“, sagt er. In Deutschland fand er Zuflucht, dafür ist er noch heute dankbar. Rasch lernte er die Sprache und studierte unter anderem Psychologie und Soziologie. Weil er etwas zurückgeben wollte,

engagierte er sich ehrenamtlich für Amnesty International. 1992 fand er im gerade eröffneten Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin (bzfo) eine Anstellung. Hilfsangebote wie diese gab es damals für die abertausenden Betroffenen in seiner Heimat nicht. 2005 exportierte Ahmad das Konzept des bzfo in den Irak. „Das Wort ‚Folter‘ war unter Saddam verboten“, erklärt Ahmad. Er aber habe es gezielt benutzt, „damit die Menschen sich wieder trauen, über ihre traumatischen Erlebnisse zu sprechen“. In Kirkuk eröffnete er die landesweit erste Therapieeinrichtung zur Behandlung Traumatisierter nach Folter und Gewalterfahrungen.

Geschichten wie im Gruselfilm

Schnell sprach sich herum, welch gute Arbeit Ahmads Team dort leistete. Aus dem Ausland, unter anderem von der Bundesregierung, aber auch den beiden großen Kirchen und verschiedenen christlichen Werken in Deutschland kamen Anfragen, im Norden des Iraks weitere Behandlungszentren einzurichten. Im Kurdengebiet öffneten zusätzliche Einrichtungen mit deutscher Unterstützung, später ein im Irak einzigartiges Traumazentrum für Kinder sowie ein Programm für Überlebende von Giftgas-Angriffen in Halabja. Allein an zwei Tagen im März 1988 kamen in dem Ort nahe der iranischen Grenze durch den massiven Einsatz von Senfgas durch die irakische Armee fast 5.000 Menschen um.

Im Zuge der Expansion wurde das Kirkuk-Zentrum in „Jîyan Stiftung für Menschenrechte“ umbenannt. „Jîyan ist das kurdische Wort für Leben.“ Ein kurdischer Name klinge nicht nur vertrauter. Die neue Bezeichnung betone auch stärker die positiven Aspekte der Arbeit. „Mit dem Namen verbinden die Traumatisierten vor allem Hoffnung“, sagt Salah Ahmad. Im März hat die Jîyan-Stiftung die inzwischen neunte Therapieeinrichtung im Nordirak eröffnet. Zusätzlich hat die Organisation mehrere mobile Teams im Einsatz, um auch Betroffene in abgelegenen Gegenden zu erreichen. Denn wer traumatisiert ist, kann unter Umständen das Haus nicht mehr verlassen. „Die Menschen vernachlässigen sich, weil sie überfordert sind“, sagt Ahmad.

„Man muss als Behandelnder viel Geduld haben“, erklärt der Therapeut. Viele der Patienten wollten nicht mehr reden.



Foto: Sebastian Schramm, pro

Ein 21-Jähriger sei wochenlang in der Gewalt des IS gewesen. 40 Menschen seien in dem Haus, in dem er gefangen gehalten wurde, enthauptet worden. Der junge Mann habe nach den Morden immer das Blut wegwischen müssen. Am Ende wurde er befreit, war aber nicht mehr er selbst. „Wie eine leblose Hülle“, sagt Ahmad und zeigt auf die transparente Verpackung des Diktiergerätes vor ihm auf dem Tisch. Seine Seele sei zerstört gewesen. Viele der Geschichten der Patienten gleichen einem Gruselfilm.

Kurdistan als Vorbild für religiöse Toleranz

Mehr als 13.000 Menschen, davon fast 8.000 syrische Flüchtlinge, sind in Ahmads Zentren bereits behandelt worden. Die Gräueltaten des IS sind ein neues Phänomen, auf das die Mitarbeiter nicht vorbereitet waren. Der Therapeut erzählt die Geschichte einer jungen Jesidin, die von ihrer dreijährigen Tochter getrennt wurde. Die IS-Terroristen vergewaltigten die Frau und verkauften sie mehrfach untereinander weiter. Sie geriet an einen medikamentenabhängigen Kämpfer, der ihr immer wieder androhte, sie zu erschießen. Als er im Rausch unaufmerksam war, griff sich die Frau seine Pistole und feuerte mehrmals auf ihn. Dann lief sie davon. Ob ihr Peiniger tot ist, weiß sie nicht. Ihre Tochter ist verschwunden. Sie will zurückgehen, um sie zu suchen, auch wenn sie das das Leben kosten könnte.

Angesichts solcher Grausamkeiten fühlt sich selbst der erfahrene Therapeut manchmal ohnmächtig: „Ihr Schmerz ist so groß, dass ich selbst auch Schmerzen bekomme.“ Viele der Mitarbeiter in den Therapiezentren im Irak hielten nicht

Für sein Engagement für die irakischen Folteropfer wurde Salah Ahmad Ende Februar stellvertretend für die von ihm gegründete Jîyan-Stiftung mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet

länger als ein Jahr aus. Ahmad hingegen arbeitet seit 23 Jahren mit Folteropfern. Rückhalt geben ihm seine deutsche Frau und die drei Söhne.

Für viele Angehörige ethnischer oder religiöser Minderheiten wurde die Autonome Region Kurdistan zum Zufluchtsort – „ein Paradies sozusagen“, erklärt Salah Ahmad. Schon immer habe das friedliche Mit- und Nebeneinander in Kurdistan funktioniert. Armenische, assyrische, chaldäische und syrische Christen, Muslime, Jesiden, Juden, Baha'i, Zoroastrier, Shabak, Hakka, Sabaiten, Kaka'i – er kann gar nicht alle Religionsgemeinschaften aufzählen. Einige davon gebe es nur in Kurdistan. Allein in seiner Schulkasse waren acht Religionen vertreten, „und wir haben in Ruhe gelernt“, erinnert er sich. Der Vater eines guten Freundes war christlicher Pfarrer. Oft ist Ahmad mit zu ihm nach Hause gegangen und hat mit ihm gemeinsam die Hausaufgaben gemacht oder gelernt. Nie hätten Ahmads Eltern gefragt, warum er mit in die Kirche gehe. Vielmehr hätten sie ihn Respekt gelehrt, „für das, was der andere glaubt“. Über das, was er selbst heute glaubt, spricht Ahmad nicht. Über seine Heimat sagt er: Ihre Identität zögen die Menschen in Kurdistan nicht in erster Linie aus ihrer Religion, sondern aus ihrer Nationalität. Seit Jahrtausenden seien die Kurden im heutigen Irak, in Syrien und der Türkei unterdrückt worden. „Das hat sie zusammengeschweißt.“ Für Salah Ahmad ist Kurdistan ein Modellprojekt für den Nahen Osten. „Das Pflänzchen Kurdistan ist jetzt groß gewachsen, aber es muss mit aller Kraft geschützt werden und darf nicht eingehen.“

Salah Ahmad blickt auf das Bild über seinem Schreibtisch. „Wissen Sie, was eine gute Sache ist?“, fragt er. Das erste Bild des Mädchens, das sie zu Beginn der Therapie in einer Sitzung gemalt hatte, sei ganz düster gewesen. „Wenn Sie ein Jahr lang mit einer Person arbeiten und am Ende sehen Sie, dass sie wieder lächelt, wieder Hoffnung hat, dann ist das ein großes Geschenk“, und weiter: „Solche Geschichten geben uns die Kraft weiterzumachen.“ ■



Sieben Mal hat Rainer Schmidt an den Paralympischen Spielen teilgenommen und mehrere Medaillen gewonnen. Heute spielt er für Fortuna Bonn in der Bezirksklasse – und als Zugabe in seiner Kabarettshow

Foto: Johannes Hahn

Mit kurzen Armen ganz normal



Rainer Schmidt hat kurze Arme, keine Hände und ein verkürztes Bein. In seinem Kabarettprogramm spielt der Theologe und mehrmalige Paralympics-Medaillengewinner mit Vorurteilen und Unsicherheiten gegenüber behinderten Menschen. Auf diese Weise zeigt er: Ein Mensch ist mehr als die Summe seiner Defizite. | **VON JONATHAN STEINERT**

Der Daumen von Rainer Schmidt ist ungefähr drei Zentimeter groß und rund. Er ist Namensgeber von Schmidts Kabarettprogramm „Däumchen drehen“ und ist „weich und saftig“, wie Schmidt auf der Bühne sagt. „Da ich als Baby daran genuckelt habe, wurde er zu meinem Daumen“, erzählt er. Sein linker Arm schaut ebenso wie der rechte gerade so weit aus dem kurzärmeligen Hemd heraus, dass noch eine Armbanduhr zwischen Daumen und Hemdrand passt.

Däumchen drehen kann Schmidt also nicht. Er kann auch keine Schuhe binden. Aber das braucht er auch nicht, denn er trägt Slipper. Klavier spielen geht ebenfalls nicht. Aber das beherrschen die meisten Besucher seiner Show auch nicht. „Über 80 Prozent der Anwesenden sind also schwerbehindert“, ruft Schmidt in den Saal. Das Publikum lacht über diese Schlussfolgerung. Es ist nicht nur das Amüsement über eine gelungene Pointe. Im Gelächter schwingt die Verlegenheit mit, die jemand empfindet, der bei einem ungehörigen Gedanken ertappt wird: dem nämlich, einen Menschen angesichts einer bestimmten Eigenschaft in eine gedankliche Schublade zu stecken.

Doch Schmidt kann ganz andere Dinge. Zum Beispiel Tischtennis spielen. Bei den Paralympischen Spielen, Welt- und Europameisterschaften hat er mehrere Medaillen gewonnen, auch goldene, im Einzel wie im Team. Er kann singen, predigen, Autofahren, andere Menschen zum Lachen und Nachdenken bringen – und er ist die große Liebe seiner Patentochter.

Sportler, Theologe, Kabarettist

Schmidt kommt 1965 in der Nähe von Gummersbach im Oberbergischen Land ohne Unterarme und mit einem verkürzten rechten Oberschenkel zur Welt. Mit zwölf Jahren beginnt er, Tischtennis zu spielen. Bis 2008 nimmt er an sieben Paralympischen Spielen teil. Er ist seit 2009 Botschafter des Behindertensports und seit drei Jahren Botschafter für Fair Play. Als Schmidt 26 ist, fängt er ein Theologiestudium an, vor allem aus Neugier und um persönliche Fragen des Lebens und Glaubens zu beantworten. Das Gemeindepraktikum macht ihm so viel Freude, dass er beschließt, Pfarrer zu werden. Nach mehreren Jahren in der Gemeindearbeit wechselt er als Dozent an das Pädagogisch-Theologische Institut in Bonn. 2014 tritt er das erste Mal offiziell als Kabarettist auf. Zweimal war er schon Vorprogramm für den Medizin-Kabarettisten Eckart von Hirschhausen (in diesem Heft auf Seite 41). Dieses Jahr möchte er sich mit seiner Bühnentätigkeit sowie als Referent für Vorträge und Seminare selbständig machen.

„Ich bin nicht am Willen behindert“

Inklusion ist das große Thema für Schmidt. Und das heißt für ihn zuallererst, dass sich Menschen mit und ohne Behinderung auf Augenhöhe begegnen: Schmidt möchte nicht besonders behandelt werden, nur weil seine Arme kürzer sind als die anderer. Er möchte in erster Linie als Mensch wahrgenommen werden, nicht als Mensch mit Behinderung. „Zu mir gehört mehr, als keine Arme zu haben“, sagt er. In seinem Kabarett kokettiert Schmidt mit seiner körperlichen Einschränkung, nimmt sich selbst auf die Schippe, erzählt Witze über Blinde und Stotterer und über die Unsicherheit, die seine Behinderung bei anderen oft auslöst. Das geht schließlich schon bei der Begrüßung los – Wie schüttelt man jemandem die Hand, der keine hat?

Oder die Szene am Buffet: Der Tisch ist so voll bestückt, dass Schmidt keinen Platz findet, um den Teller abzustellen. Eine Dame bietet Hilfe an und schaufelt ihm gleich das halbe Buffet drauf, ohne dass sie ihn überhaupt gefragt hätte, was er möchte. „Ich bin nur an den Armen behindert, nicht an meinem Willen“, kommentiert Schmidt. Er nimmt es mit Humor, aber nicht ohne ironischen Seitenhieb auf diejenigen, die es besonders gut mit ihm meinen, deren überbordender Einsatz ihm aber kaum eine echte Hilfe ist. Bevormundung kann Schmidt nicht leiden. In der Sonderschule habe er mit dem Fuß schreiben lernen sollen. Doch es ist viel einfacher, den Kuli mit beiden Armen festzuhalten.

Für viele Handgriffe nimmt Schmidt den Mund zu Hilfe. Mit den Lippen hält er seine Brille am Bügel fest, als er sich den Schweiß mit einem Arm von der Stirn wischt. Er weiß, welche

Fragen sein Publikum hat. Und die beantwortet er auch. Von der Konstruktion an der Toilette über das Ankleiden mithilfe eines Ankleidestabes bis zum Autofahren, für das er seinen Armstummel in einen Lederschaft am Lenkrad steckt. Schmidt möchte nicht Voyeurismus fördern, aber er nimmt die Neugier der Menschen ernst. Um sie zu stillen, macht er diese Fragen ein einziges Mal öffentlich, wie er sagt. „Nachher möchte ich nämlich wieder in Ruhe gelassen werden.“

Schmidt möchte seinem Publikum die Unsicherheit nehmen, Brücken der Begegnung bauen, auch über den Abend hinaus. Es geht ihm darum, wie man grundsätzlich mit anderen Menschen umgeht – vor allem mit jenen, die irgendwie „nicht normal“ sind. Doch was ist schon normal? Zwei von einer Million Menschen kommen ohne Arme zur Welt, sagt Schmidt. „Statistisch gesehen ist das ein seltener Fall“, aber rote Haare zu haben sei statistisch gesehen in Deutschland auch eher unwahrscheinlich. Was ist normal, was ist behindert? Mit solchen Bemerkungen stellt Schmidt bequeme Denkkategorien infrage.

„Zu mir gehört mehr, als keine Arme zu haben.“

Einfach zugreifen und den Arm schütteln

Dass ihm einmal die Arme lang wachsen werden, dafür betet Schmidt nicht. „Ich glaube, dass meine Grenze geschöpflig ist.“ Der Glaube habe ihm dabei geholfen, sich nicht für diese Einschränkung zu schämen. „Gott hat mich so gemacht: ‚Du bist gut so, wie du bist.‘“ An diesem Lebensgefühl, gewollt und geliebt zu sein, habe sich Schmidt immer festgehalten. Für seine Eltern war es ein Schock, als sie sahen, dass ihr zweites Kind so kurze Arme hat. Damals gab es noch keine vorgeburtlichen Untersuchungen, die auf die Behinderung hätten hinweisen können. Schmidt hat Verständnis dafür, wenn Eltern mit der Nachricht überfordert sind, sie bekommen ein behindertes Kind. „Ich sehe die Sorgen sehr. Diese Eltern müssen wir begleiten“, sagt er. Aber er fürchtet auch, dass man Behinderungen aus der Gesellschaft ausmerzen wolle. Dass Kinder mit Downsyndrom oft abgetrieben werden, sei skandalös.

Schmidt fehlt nicht nur der größte Teil seiner Arme, sondern auch rund 30 Zentimeter seines rechten Oberschenkels. Er trägt eine Prothese. Die ist zu sehen, wenn er als Zugabe seiner Show Tischtennis spielt. Denn da trägt er T-Shirt und kurze Sporthosen. Er hat kein Problem damit, seine Behinderung zu zeigen oder eben auch Witze darüber zu machen. Sein Tischtennisschläger ist an einer Halterung befestigt, die er mit Klettverschlüssen am linken Arm festmacht. Schmidt balanciert den Ball auf dem Schläger, wirft ihn nach oben und schlägt ihn übers Netz. Es folgen Schmetterbälle, Bälle kurz hinter das Netz oder weit hinter die Platte – es ist erstaunlich, wie beweglich ein Schultergelenk ist. Zum Abschied streckt Schmidt seinen rechten Armstummel nach vorn. Wer sich bis dahin gefragt hat, wie man ihm die Hand gibt, dem signalisiert Schmidt so: zugreifen, schütteln – und tschüss. So einfach, so normal. ■



Foto: Johannes Hahn

Rainer Schmidt macht in seinem Kabarett deutlich, dass in einem Menschen mehr steckt, als in eine gedankliche Schublade hineinpasst

prost!

Eckart von Hirschhausen



Eckart von Hirschhausen hat Medizin und Wissenschaftsjournalismus studiert. Seit über 20 Jahren tritt er als Komiker, Autor und Moderator auf und verbindet dabei Medizin und Humor

Foto: Frank Eidel

Für den Arzt und Kabarettisten Eckart von Hirschhausen ist jeder Mensch ein Wunder. In seiner Show spielt er oft auf die Bibel an, auch auf Kirchentagen tritt er auf. pro hat ihn gefragt, woran er glaubt. | **DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT**

pro: Was möchten Sie trinken?

Eckart von Hirschhausen: Ein alkoholfreies Bier, das trinke ich gerne nach einem Auftritt.

In Ihrer Show „Wunderheiler“ spielen Sie oft auf die Bibel an: Mose, Sara und Isaak, Wunder von Jesus – warum machen Sie das?

Weil die Bibel und die zentralen Ideen von Religion in jedem Leben eine wichtige Rolle spielen, selbst wenn wir das bewusst gar nicht so wahrnehmen. Nehmen Sie die Heilungsgeschichten aus der Bibel: Abgesehen von ihrer theologischen Bedeutung zeigen sie, dass die seelische Gesundheit wichtiger ist als die rein körperliche. Vielleicht wäre Jesus heute Bewusstseinsforscher, oder UNICEF-Botschafter oder Clown im Krankenhaus. In jedem Fall hätte er wahrscheinlich Ärger mit der Ärztekammer, den Pharisäern der Neuzeit, ob er überhaupt am Feiertag und ohne abgeschlossenes Studium heilen darf! Und ich erinnere daran, dass jeder Mensch ein Wunder ist. Wir bewundern, dass Jesus Wasser zu Wein gemacht hat. Aber ist es nicht ebenso erstaunlich, dass unser Körper in der Lage ist, über Nacht aus dem ganzen Wein wieder Wasser zu machen?

Glauben Sie an den Gott, von dem die Bibel berichtet, dass er Wunder tut und sogar Tote zum Leben erweckte?

Ich empfinde mich als Christ, aber es ist schwer zu sagen, woran ich genau glaube. An keinen persönlichen Gott; eher die Vorstellung, Teil eines größeren Zusammenhangs zu sein, einer Energie, die wir

für oder gegen uns und andere verwenden können. Praktisch versuche ich täglich einen Moment der Besinnung hinzubekommen und bitte vor großen Aufgaben, großem Publikum oder schwierigen Gesprächen um die richtigen Worte. Aber es wäre gelogen zu sagen, dass ich das immer schaffe. Klar wendet man sich eher in Notsituationen an „den Himmel“, als wenn man selber im siebten Himmel ist.

Der Mensch steckt voller Wunder, das wird in Ihrer Show deutlich. Glauben Sie, dass dahinter ein Schöpfer steckt?

Ob Gott die Welt in einer Woche oder in ein paar Milliarden Jahren erschaffen hat, darüber sollen sich die Kreationisten und Evolutionisten streiten. Ich habe kein Problem mit der Evolution, eher mit dogmatischen Wissenschaftsleugnern, die auch unsere Körperlichkeit und Sinnlichkeit verleugnen.

Bei Schlafstörungen empfehlen Sie „Bach statt Baldrian“. Wieso hat Musik heilende Wirkung?

Singen hat tatsächlich eine heilende Wirkung! Es gibt kaum etwas Besseres, um Gemeinsamkeit zu stiften und Freude miteinander zu teilen. Es gibt tolle Initiativen für Kinder wie die „Zukunftsmusiker“, „Canto elementar“ oder für Erwachsene auch die „Singenden Krankenhäuser“. Denn das Instrument, das jeder immer dabei hat, ist die Stimme.

Sie singen auf der Bühne. Bei welchen Gelegenheiten singen Sie privat?

Ein schöner Grund in die Kirche zu gehen ist das gemeinsame Singen. Tatsächlich

singe ich fast jeden Abend etwas zur Gitarre. Eine Zeit lang mochte ich auch sehr die Taizé-Andachten, wo man die kurzen Lieder so oft wiederholt, bis man gar nicht mehr darüber nachdenkt.

„Ist es nicht erstaunlich, dass unser Körper Wasser aus Wein machen kann?“

Sie vermitteln bei Ihren Auftritten eine positive Einstellung zum Leben und zu sich selbst. Wie kommen Sie zu so einer Haltung?

Es stimmt, ich bin ein glücklicher Mensch und viele Dinge in meinem Leben laufen gerade sehr gut. Einiges davon wurde mir geschenkt, für anderes habe ich über Jahre gearbeitet und gekämpft. Und natürlich kenne ich vor allem aus dem Krankenhaus auch die Schattenseiten des Lebens wie Schmerz, Tod, Krankheit und Depression. Aber genau dadurch beziehe ich die Kraft und den Wunsch, eine positive Botschaft dagegenzusetzen. Wer jammert, der ist nie allein. Aber eben auch nicht glücklich. Shit happens – mal bist du die Taube, mal bist du das Denkmal.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Foto: Kollia von der Linde

Der eine Christ, der andere Moslem: Die Kabarettisten Lutz von Rosenberg Lipinsky und Kerim Pamuk streiten sich auf der Bühne über die „bessere“ Religion

Lachen über Fundamentalisten

„Das Christentum ist wie Microsoft Windows. Viele Updates, und mit jedem Update wurde der Glauben langsamer und komplizierter.“ Der diese Worte spricht, ist Kerim Pamuk, Kabarettist türkischer Herkunft. „Wir haben uns halt modernisiert und irgendwann begriffen, dass wir nicht mehr auf Kamelen und Kutschen durch die Welt reisen“, kontert sein Gegenpart auf der Bühne, Lutz von Rosenberg Lipinsky. Er ist deutscher Herkunft. Die beiden „Brüder im Geiste“ streiten um Religion. Ein Kabarett-Besuch. | **VON JÖRN SCHUMACHER**

Ausgerechnet das Thema Islam und Christentum bringen die beiden Kabarettisten Kerim Pamuk und Lutz von Rosenberg Lipinsky auf die Bühne. Über die Witze gegen Kreuz und Koran lachen die Zuhörer an diesem Abend im Hofgarten-Theater in Aschaffenburg herzlich. „Brüder im Geiste“ heißt das Programm der beiden, die bisher unabhängig voneinander auf der Bühne standen, und die nun ihre kabarettistische Kraft bündeln.

Sie kennen Religionen nicht nur vom Hörensagen

„Wir zeigen: Man kann sehr wohl auch dieses Thema kabarettistisch abhandeln“, sagt Pamuk zu pro. „Die Leute sehnen sich danach, dass das Thema Islam einmal anders behandelt wird als

in den ewigen Talkshow-Arien mit den immer gleichen Vorzeigemuslimen und den religiös Empörten.“ Es sei für viele befreiend, dass das Thema auch mal ohne Samthandschuhe und ohne ein Blatt vor dem Mund angepackt wird. „Man kann über Fundamentalisten lachen, egal welcher Couleur“, sagt der Moslem.

In Zeiten von tödlichen Attentaten auf Karikaturisten wie auf die „Charlie Hebdo“-Redaktion und der Selbstzensur von Karnevalsumzügen scheint der Start eines Kabarets zu den Gegensätzen von Islam und Christentum gewagt. Doch dass die Anschläge und die Premiere von „Brüder im Geiste“ nur wenige Wochen auseinander lagen, war reiner Zufall. Beide Künstler haben das Thema Religion schon früher immer wieder in ihren Comedyprogrammen untergebracht. Seit vielen Jahren sind die beiden Hamburger miteinander befreundet. Vor zwei Jahren beschlossen sie, ein gemeinsames Programm auf die Beine zu stellen. Ihr Thema: Moslems und Christen. Der eine verteidigt den Islam, der andere das Christentum.

Die Voraussetzungen sind gut: Lutz von Rosenberg Lipinsky hat Theologie studiert. In seiner Jugend habe ihn die evangelische Kirchengemeinde in seinem Dorf nahe Osnabrück sehr geprägt, was bis heute nachwirke, sagt er. Auch mit dem Pietismus kam er in Kontakt, und er konnte damit anfangs durchaus etwas anfangen. Doch später, im Studium, weit weg von zu Hause, verlor der strenge Glaube ein wenig seine Attraktivität für ihn. Aber Lipinsky weiß ziemlich gut, wovon er redet, wenn er vom Christentum spricht. Und lästert.

Auch Kerim Pamuk kennt den Islam nicht nur vom Hörensagen. Er hat Orientalistik in Hamburg studiert und ist selbst Moslem. „Von Geburt an. So wie jeder Moslem.“ Wie tief der muslimische Glaube darüber hinaus noch in ihm verankert ist, darüber mag er nicht so richtig sprechen. „Das ist Privatsache. Und es stört mich, wenn Islamisten behaupten, es könne nur jemand über den Islam sprechen, der selber wahrhaft gläubig ist. Das ist Unsinn.“

Vom „Protest“ in „Protestantismus“ nicht mehr viel übrig

In einer Art Religionen-Wettbewerb treten die beiden auf der Bühne gegeneinander an. „Kategorie Verkünder. Mohammed: Prophet und Mediator, mit fünf Hauptfrauen und einer unbekannten Anzahl an Nebenfrauen“, legt Pamuk vor. Lipinsky kontert: „Jesus: zirka 30 Jahre, echter Rock ‘n’ Roller, Single, starb jung UND für unsere Sünden. Bäm!“ Doch Pamuk holt sich den Punkt: „Mohammed ließ andere für seine Pläne sterben. Mohammed sticht!“ Das Publikum biegt sich vor Lachen, wenn Pamuk beschreibt, wie die Aufzeichnung eines Märtyrer-Videos bei Islamisten wahrscheinlich vonstatten geht. „„Abdul, der Märtyrer“, Klappe die erste. Sorry, Abdul, dein Bart ist unscharf“, stichelt Pamuk. „Ich wüsste gerne, wie viele Märtyrer ihr Attentat nicht ausführen können, weil es mit dem Bekenner-Video nicht klappte.“

Angst vor fundamentalistischen Anschlägen haben die beiden nicht. Die Sicherheitslage sei in Deutschland eine ganz andere als in Frankreich. „Die Fundamentalisten gehen ohnehin nicht ins Kabarett“, sind sie sich sicher. Wichtig ist ihnen aber auch zu betonen, dass sie sich nicht an Hassparolen gegen die jeweils andere Religion weiden und auf Polemik setzen. Ein Großteil ihres Programms besteht darin, verschiedene Aspekte der Religionen genauer zu erklären. Das ist dann gar nicht unbedingt witzig,



Film zum Artikel online:
bit.ly/brueder-im-geiste

sondern einfach nur interessant. Am Ende kommt aber meistens doch noch ein scharf gewürzter Witz, der in Erinnerung ruft, dass Religionen manchmal einfach nur komisch sein können.

Lipinsky nimmt das Christentum ordentlich aufs Korn. Vor allem die Trägheit der heutigen Christen ist Ziel seines Spotts. Kirchentage verglichen mit der Pilgerfahrt nach Mekka – wer gewinnt da? „Wir haben nur den Kirchentag. Da sind deutlich weniger Leute als bei der Wallfahrt nach Mekka“, stellt Lipinsky resigniert fest, fügt jedoch hinzu: „Aber: Alle kommen lebend nach Hause!“ Der Protestantismus habe früher noch etwas mit „Protest“ zu tun gehabt, sagt der Christ. „Davon ist nichts übrig geblieben. Das einzige, wozu man einen evangelischen Pfarrer heute noch einsetzen kann, ist als Supervisor oder Mediator. Der sitzt dann bei innerbetrieblichen Konflikten zwischen den Parteien und macht Brummgeräusche: Hmm, aha, hmmm. Mehr ist da leider nicht.“

Dass sogar der Kölner Karneval vor der Bedrohung durch Islamisten den Schwanz einzog, finden die beiden bedauerlich. Das Motiv auf einem Wagen sollte einen Karikaturisten zeigen, der einen Bleistift in den Pistolenlauf eines muslimischen Terroristen steckt. Obwohl dieses Motiv Sieger einer Online-Umfrage war, nahm das Festkomitee den Wagen aus dem Zug. „Sie hätten Courage beweisen können, wenn sie den Wagen erlaubt hätten“, sagt Pamuk empört. Auch dass die Supermarktkette Aldi eine Seife aus dem Sortiment nahm, nur weil darauf die Türme einer Moschee zu sehen waren, kommentiert Pamuk mit einem Kopfschütteln. „Wenn schon jede Beschwerde von irgendeinem dogmatischen Schwachkopf solche Folgen haben kann, ist das absolut lächerlich.“

Von ihrem Kabarettkollegen Dieter Nuhr, der ebenfalls das Thema Islam behandelt, sind sie enttäuscht. Er wolle offenbar unbedingt ein Märtyrer sein, mache aber vor allem Klischee-Witze auf Kosten einer Minderheit, findet Lipinsky. Pamuk stört, dass Nuhr gerne gegen alle Religionen schieße, den Buddhismus aber schön herauslasse, weil er von ihm offenbar fasziniert sei. Wichtig ist den beiden, dass der Glaube als solcher nicht ins Lächerliche gezogen wird. „Nachdem wir vor Augen geführt haben, dass keine Religion größer, besser, schneller oder weiter ist, kommt natürlich die Frage auf, welche Berechtigung Religionen überhaupt haben“, sagt Lipinsky. Das Mittel der Wahl sei dann immer gegenseitiger Respekt. Das christliche Abendland sei bisher immer gut damit gefahren, Fundamentalisten, egal welcher Seite, zwar zur Kenntnis, aber nicht allzu wichtig zu nehmen. Nun würden allerdings „fundamentalistische Mitglieder einer auch noch fremden Religion“ der Diskussion einen fundamentalistischen Ton aufzwingen, „den wir gar nicht haben und gar nicht wollen“. Da kann es hilfreich sein, wenn die erhitzte Debatte ein wenig heruntergekühlt wird, man wieder über- und miteinander lacht und dadurch Respekt voneinander durch Kenntnis voneinander bekommt. Dazu kann ein Kabarettabend „zwischen Kreuz und Koran“ einen Beitrag leisten. ■

Die Freikirchler Sarah Nücken und Steffen Brückner haben 2012 als Band Mrs. Greenbird die Castingshow X-Faktor gewonnen. Ihr Glaube hilft ihnen, die Werte in der Showbranche einzuordnen. Mit seiner Musik will das private und musikalische Paar Menschen ermutigen. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT**

pro: Als Duo Mrs. Greenbird haben Sie das Motto „Die Welt mit jedem Akkord ein kleines bisschen besser machen“. Wie machen Sie das?

Steffen Brückner: Wir spielen einen Akkord nach dem anderen und versuchen mit dem, was wir machen, Menschen zu berühren und zu erreichen. Wir bekommen regelmäßig Rückmeldung, dass uns das tatsächlich auch gelingt. Menschen sagen uns, was ihnen unsere Musik bedeutet und in welcher Lebenslage sie ihnen geholfen hat. Da freuen wir uns unglaublich darüber. Ich glaube, dass das jedes Mal ein kleiner Schritt ist, die Welt ein bisschen besser zu machen.

Sarah Nücken: Wir hatten letzts ein kleines Konzert. Hinterher hat eine Frau auf uns gewartet, die hatte einen Gehwagen dabei. Seit anderthalb Jahren konnte sie nicht vor die Tür gehen, weil sie mit Leukämie im Krankenhaus lag. Für unser Konzert hat sie sich dann extra rausgeschlichen. Sie war total glücklich, hat sich bei uns bedankt und meinte, dass das der schönste Tag in den vergangenen anderthalb Jahren gewesen sei. Sie habe jetzt viel Kraft, den Weg mit der Krankheit weiterzugehen.

Was wollen Sie mit Ihrer Musik vermitteln?

Sarah Nücken: Wir wollen Menschen ermutigen, in dem, was sie sind, zu sich selbst zu stehen, an ihre Träume zu glauben. Es gibt etwas, weshalb es sich zu hoffen lohnt. Das hört oder sieht man in ganz vielen unserer Songs, gerade auf unserem Konzeptalbum zum Thema Ermutigung.

Seit 2013 arbeiten Sie nicht mehr in Ihren Berufen als Sozialpädagogin und Mediendienstleister, sondern leben von der Musik. Wie hat sich Ihr Leben dadurch verändert?

Sarah Nücken: Was sich ganz entscheidend verändert hat, ist, dass wir nicht mehr planen können. Wir arbeiten ganz oft am Wochenende, auch mal 18 Stunden am Stück, oder wir sind sieben Tage unterwegs und haben jeden Tag ganz viel zu tun und schlafen nur zwei bis vier Stunden. Dann sind wir wieder eine Woche zu Hause und proben. Wir müssen immer bereit sein, uns spontan auf andere Menschen und Neues einzustellen. Wir sind aber sehr dankbar, dass wir im Moment von der Musik leben können; dass wir viele Konzerte spielen, schon ein zweites Album aufnehmen durften, viele tolle Menschen kennenlernen. Das ist spannend und aufregend.

Wie hilft Ihnen Ihr Glaube im Showgeschäft?

Steffen Brückner: Im Showgeschäft ist der Glaube sehr wichtig, weil er hilft, die Werte anders zu beurteilen. Die Branche ist sehr schnelllebig und vor allen Dingen sehr oberflächlich. Für uns ist es immer eine große Hilfe, zu wissen, dass der ganze Klimbim, der uns umgibt, nicht die Lebensqualität ausmacht. Da wird viel geklappt, da wird viel geglizert, aber letztendlich, wenn das Licht ausgeht, ist es nicht das, was übrig bleibt. Der Glaube hilft uns, die Sache locker, mit einem Augenzwinkern zu sehen und dem keine besonders große Bedeutung beizumessen, weil wir unsere Schwerpunkte woanders haben.

Wo haben Sie diese denn?

Steffen Brückner: Ein wichtiger Schwerpunkt für uns ist der Wert des Lebens und der Wert von jedem Einzelnen.

Beten Sie für Ihren Erfolg?

Steffen Brückner: Nein, ganz klar nicht, weil Erfolg für uns immer nebensächlich gewesen ist. Wir machen nicht Musik, um erfolgreich zu sein, sondern weil wir Musik machen wollen. Es war uns auch immer relativ egal, ob wir damit unseren Lebensunterhalt verdienen können oder nicht. Viele Jahre lang haben wir das ja nebenher gemacht.

Wir sind unglaublich dankbar dafür, dass wir uns jetzt gerade zu 100 Prozent auf Musik konzentrieren können und nicht durch andere Berufe abgelenkt werden. Das ist toll und wir fühlen uns wahnsinnig privilegiert. Wir wissen aber auch, dass das kein Zustand ist, der uns bis ans Ende unserer Tage garantiert ist. Das kann sich jederzeit wieder ändern. Erfolg ist eine wahnsinnig flüchtige Geschichte. Uns ist wichtiger, dass wir frei darin sind, was wir machen und wie wir es machen. Das wollen wir nicht unserem Erfolg unterordnen müssen.

Sie haben 2012 die Castingshow X-Faktor gewonnen. Können Sie sich vorstellen, selbst in einer Castingshow-Jury zu sitzen?

Steffen Brückner: Das kommt immer auf die Show und das Format an. Wenn es wirklich darum geht, Talente zu fördern und den Teilnehmern etwas Gutes zu tun, sie weiterzubringen, würde ich es nicht ausschließen. Wenn es darum geht, sich vor allem über irgendwelche Leute lustig zu machen oder Spaß auf ihre Kosten zu haben, würde ich eher Abstand davon nehmen.

Was bedeutet Jesus für Ihr Leben?

Sarah Nücken: Sehr, sehr viel auf jeden Fall. Ich finde, das ist ein sehr inspirierender Mann, von dem man sehr viel lernen und mitnehmen kann.

Steffen Brückner: Das ist eine Frage, die du nicht mal eben in einem Satz beantworten kannst. Vor zehn Jahren hätte ich eine Standard-Antwort dazu geben können, aber das kann ich nicht mehr.

Warum?

Steffen Brückner: Weil sich meine Perspektive dazu total verändert hat. Mit Jesus kann man sich permanent immer wieder neu auseinandersetzen. Ich finde wahnsinnig spannend, zu versuchen, den Kontext zu ergreifen, in dem Jesus damals gelebt hat. Es gab ja mal einen Trend vor ein paar Jahren, wo sich alle mit den Armbändchen die Frage gestellt haben: „Was würde Jesus tun?“ Ich versuche mir immer die Frage zu stellen: Was tue ich, wenn Jesus mich heute konfrontiert, in der gleichen Art, wie er damals vor 2.000 Jahren die Menschen konfrontiert hat? Das ist sehr unberechenbar gerade für Menschen, die eigentlich glauben oder vielleicht glauben zu wissen, wie er reagieren würde.



„Glaube hilft im oberflächlichen Showgeschäft“

Was sind Ihre musikalischen Ziele und Pläne?

Sarah Nücken: Wir würden gerne in der Grand Ole Opry in Nashville spielen. Das ist die älteste Radioshow der Welt. Da treten viele tolle Künstler an. Wer da einmal gespielt hat, bekommt eine Plakette, die dann für immer dort hängt. Wir fanden die Atmosphäre, die Show und die Künstler so toll, dass wir unbedingt einmal dort spielen und hängen wollen.

Im März und April sind Sie auf Tour. Was ist das Anstrengende an einer Tour?

Steffen Brückner: Wenn wir unterwegs sind, sind wir ein bisschen entwurzelt, fahren kreuz und quer durch Deutschland, sind jeden Tag woanders. Wir haben einen unglaublich vollen Tag, volles Programm, weil so eine Tour leider nicht nur aus dem Konzert besteht, sondern da ist ganz viel Arbeit drumherum. Das fängt bei der Anreise an, Aufbau, Soundchecks. Auch nach dem Konzert nehmen wir uns in der Regel noch viel Zeit für unsere Fans. Schade ist, dass wir wenig von den Orten haben, an denen wir uns gerade befinden. Du bist immer nur irgendwo drinnen. Das kann ein bisschen ermüdend sein, ein bisschen zermürend, weil wir irgendwann etwas wie einen Lagerkoller kriegen.

Was gibt Ihnen Halt, wenn Sie sich während der Tour entwurzelt fühlen?

Steffen Brückner: Wir versuchen, unser privates Umfeld zu importieren. Familie ist unglaublich wichtig für uns. Meine Eltern waren bei der letzten Tour auf 40 Konzerten.

Sarah Nücken: Wir geben uns natürlich gegenseitig Halt, denn da wo Steffen ist, ist mein Zuhause und da, wo ich mit ihm bin, ist sein Zuhause. Von daher sind wir nicht ganz entwurzelt, weil wir überall zusammen sind. Wir lassen unsere Freunde und Familien zurück, wobei wir mittlerweile auf Tour mit dem Tourmanager und der Band auch ein bisschen wie eine Familie sind. Und unser Glaube gibt uns natürlich auch Halt. Denn da, wo wir sind, ist auch unserer Glaube, und das gibt uns auch so ein Zuhause-Gefühl. ■



Seit fünf Jahren als Mrs. Greenbird unterwegs:
Steffen Brückner (38) und Sarah Nücken (31)

Foto: Markus Schulze

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Ich will so bleiben, wie ich bin

Eine seltene, kaum erforschte Krankheit verhindert, dass Lizzie Velasquez' Körper Fett aufbaut. Für ihr Aussehen erntet sie deswegen oft Häme und Spott. Trotzdem weiß sich die junge Frau bei Gott geborgen. Mit ihrem Buch „Kopf hoch, lächle und sei, wie du bist“ möchte sie anderen Menschen in ähnlichen Situationen Mut machen. Sie ist sicher: Gott hat für ihr Leben einen Plan. Velasquez' Buch ist eine Ermutigung dazu, die Schönheit des Lebens zu sehen und sich selbst genau so anzunehmen und zu lieben, wie man ist. | **JOHANNES WEIL**

Lizzie Velasquez: „Kopf hoch, lächle und sei, wie du bist“, 184 Seiten, Gerth Medien, 14,99 Euro, ISBN 9783957340160



Leben ohne Erinnerung

Der Titel hört sich wie ein Film an, ist aber die wahre Geschichte von Ute Jäger und ihrem Mann Theo. Im Mai 1982 erlitt Theo Jäger eine Gehirnblutung und fiel mit gerade einmal 25 Jahren ins Koma. Die Ärzte machten seiner Frau keine große Hoffnung auf Besserung. Doch Theo Jäger erwachte wieder, allerdings ohne Kurzzeitgedächtnis. Ausgerechnet in einer Ikea-Filiale erlangte ihr Mann Jahre später sein Kurzzeitgedächtnis zurück. „Mein unglaubliches Leben ...“ ist in der Tat eine unglaubliche, aber lesenswerte Geschichte. Sie zeigt, wie schnell sich das Leben von einem Moment zum nächsten verändern kann. Sie gibt aber auch Hoffnung auf Lichtblicke in schweren Zeiten. | **LYDIA ULLRICH**

Ute Jäger, Bettina Klee: „Mein unglaubliches Leben mit einem Mann, der sein Gedächtnis verlor und nach 25 Jahren wiederfand“, 216 Seiten, 8 Seiten Bildteil, adeo, 17,99 Euro, ISBN 9783863340407



Wider naive Toleranz

Hatune Dogan besucht Menschen, die vor dem Terror des IS geflohen sind. Die syrisch-orthodoxe Ordensschwester hört Geschichten von vergewaltigten Frauen, verzweifelte Eltern, verstörte Kindern. Dogan stammt aus dem Südosten der Türkei. Als Kind floh sie mit ihrer Familie nach Deutschland, weil Muslime ihren Vater mit dem Tod bedrohten. In ihrem Buch „Ich glaube an die Tat“ gibt sie ihre Erfahrungen aus den Flüchtlingslagern wieder und zeigt Möglichkeiten zum praktischen Handeln auf. Das macht das Buch hochaktuell und politisch brisant. Mit deutlichen Worten nimmt sie die Christen hierzulande in die Pflicht, den eigenen Glauben zu vertreten, statt „in blinder Naivität“ alles zu tolerieren. Andernfalls würde ein radikalisierender Islam umso stärker auftreten. Das Buch ist ein Appell an den Westen, nicht wegzuschauen, sondern zu handeln. | **JONATHAN STEINERT**

Hatune Dogan, Tonia Riedl: „Ich glaube an die Tat. Im Einsatz für Flüchtlinge aus Syrien und dem Irak“, Brunnen, 192 Seiten, 9,99 Euro, ISBN 9783765542589



Der Gender-Kaiser ist nackt

In ihrem Buch „GenderGaga“ entlarvt die katholische Journalistin Birgit Kelle Widersprüche in der Theorie des Gender Mainstreaming. Mit Biss und Ironie zeigt sie Beispiele für die allgegenwärtige und laut Kelle „absurde“ Gender-Ideologie. Sie reichen von der Straßenverkehrsordnung, in der künftig nicht mehr von Fußgängern, sondern von „zu Fuß Gehenden“ die Rede ist, bis hin zum Schulunterricht, wo Kinder bei einer Übungsaufgabe ein Bordell für unterschiedliche sexuelle Vorlieben entwerfen sollen. Fragt ein Kind kritisch nach, heißt es im Lehrbuch, soll die Lehrkraft auf die persönliche Freiheit hinweisen, sexuelle Dienste in Anspruch nehmen zu dürfen oder anzubieten. „Der Lehrer soll selbst dann noch Prostitution verteidigen, wenn Schüler diese kritisch sehen“, bemängelt Kelle. „GenderGaga“ ist ein sarkastisches Buch, was bei längerem Lesen auch mal ermüden kann. | **MORITZ BRECKNER**

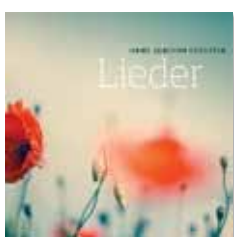
Birgit Kelle: „GenderGaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will“, 180 Seiten, adeo, 17,99 Euro, ISBN 9783863340452



Wie Deutschland wegschaute

Die Armenier bemühen sich seit Jahren um internationale Anerkennung des Völkermordes im Osmanischen Reich. Was weniger bekannt ist: Deutschland war vor 100 Jahren indirekt an der Massenvernichtung dieser christlichen Minderheit beteiligt. In seinem Buch „Beihilfe zum Völkermord“ schildert der Journalist Jürgen Gottschlich, wie ranghohe deutsche Militärs und Diplomaten wegschauten – selbst wenn sie die Deportationszüge mit eigenen Augen sahen. Dem Deutschen Reich war die Chance auf eine Expansion im Nahen Osten mit türkischer Hilfe wichtiger. Nur wenige Deutsche mit Einfluss versuchten, dem Massenmord Einhalt zu gebieten. Der Autor liefert nicht nur Biografien von Befürwortern und Gegnern der Maßnahmen gegen die Armenier. Er beschreibt auch anschaulich die Hindernisse, die seine Recherchen etwa im türkischen Militärgeheimdienstarchiv erschwerten. Trotz der zuweilen mangelhaften Quellenlage liefert das Buch wertvolle Erkenntnisse zur deutschen Beteiligung an dem Genozid. | **ELISABETH HAUSEN**

Jürgen Gottschlich: „Beihilfe zum Völkermord. Deutschlands Rolle bei der Vernichtung der Armenier“, 344 Seiten, Ch.Links, 77 s-w-Abbildungen, 19,90 Euro, ISBN 9783861538172



Ermutigende Lieder in neuem Gewand

Hans-Joachim Eckstein hat sich als Theologieprofessor und Referent zu Glaubensthemen einen Namen gemacht. Doch bereits als Schüler begann er, Gottes Wort auch musikalisch zu verkündigen. Eine Auswahl der dadurch entstandenen Lieder ist nun zu seinem 65. Geburtstag erschienen. Am bekanntesten ist sicher „Gib mir Liebe ins Herz“. Allerdings haben die Musiker um Arrangeur und Gitarrist Winnie Schweizer dieses und auch andere Stücke durch leichte Veränderungen in der Melodie und unerwartete Harmonien verfremdet. Klar verständlich tragen die beiden Sänger Pamela Natterer und Achim Stadelmaier die ermutigenden Texte des Neutestamentlers vor. Manche Lieder wie „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir“ kommen sehr ruhig daher. Andere sind schwungvoll gestaltet, etwa „Vor uns liegt ein weites Land“. Zur CD erscheint Ende Mai ein Liederheft. | **ELISABETH HAUSEN**

Eckstein Production: „Hans-Joachim Eckstein. Lieder“, SCM Hänssler, 12,95 Euro, EAN 4010276028079



Inspiriert folgen

„I Will Follow“ ist Jeremy Camps achtes Studioalbum. Mit seiner kraftvollen und rockigen Stimme präsentiert der 37-Jährige elf neue Lieder. Auf der Deluxe-Edition gibt es nochmal fünf zusätzliche Stücke. Der Pop-Rock-Klang des Albums ist eingängig, abwechslungsreich und bringt neuen Sound. In dem Lied „He Knows“ singt Camp über die Gewissheit, dass Jesus auch in schweren Zeiten an unserer Seite steht: „Worauf wir immer zählen können, ist die Tatsache, dass Jesus selbst diesen Weg gegangen ist. Deshalb versteht er uns – auch dann, wenn niemand sonst uns versteht.“ Ein tolles Mutmacher-Album. | **MARTINA SCHUBERT**

Jeremy Camp: „I Will Follow“, Gerth Medien, 18,99 Euro/21,99 Euro (Deluxe-Edition), EAN 0602537929528/0602547078582



Von Schönheit und Wut

„ssss BAMMMM.“ Die alternative Metal-Band „Red“ hat im Februar 2015 ihr mittlerweile fünftes Studioalbum unter dem Titel „Of Beauty and Rage“ bei Essential Records, einem Zweig von Sony Records, veröffentlicht. 15 Tracks beschieren eine Stunde außerordentliches Hörerlebnis der Kategorie „zart bis hart“. Die Stücke sind ausgetüftelt, zum Teil melodisch sanft, andernteils kraftvoll, robust, machmal wutentbrannt und zornig-gewaltig. Piano- und Streicherpassagen wechseln innerhalb der Tracks mit harten, lauten und schnellen Gitarren und Keyboards. Diese Übergänge tauchen den Hörer in ein Wechselbad, kommen im einen Moment leicht und unbeschwert daher und treffen in nächster Sekunde mit der Wucht und Brutalität einer Abrissbirne. Der Gesang von Michael Barnes ist herausragend. Das Album hat hohe Platzierungen in den US-Billboard-Charts errungen, war neben Platz 1 der christlichen Musikalben auch Top in den Abteilungen „Hard Rock“ und „Independent“. Leidenschaftliches Musikhandwerk von Christen, das Lust auf mehr weckt. |

NORBERT SCHÄFER

Red: „Of Beauty and Rage“, Essential Records (Sony Music), 19,99 Euro, ASIN BooRYH4IMI

Dankeschön!



Beratung & Hilfe 2014^{*}

Auszüge aus dem 1000plus-Beratungsbericht 2014

- Insgesamt konnten im Rahmen von 1000plus vergangenes Jahr 2.191 schwangere Frauen beraten werden.
- 1.945 dieser Frauen befanden sich im existenziellen Schwangerschaftskonflikt (89 %).
- 1.185 Schwangere wurden ausschließlich über das Internet beraten. 854 Frauen wurden telefonisch beraten, 130 ausschließlich über E-Mail und 22 suchten unsere Beratungsstelle persönlich auf.
- Im Rahmen unserer Beratung haben wir vergangenes Jahr 4.803 Postings und direkte Nachrichten in Internetforen verfasst, 1.644 Telefonate geführt und 425 E-Mails geschrieben.
- Der häufigst genannte Grund für den Schwangerschaftskonflikt waren Partnerschaftsprobleme (35 %). Daneben waren biographische Motive (28 %), die Angst vor Überforderung (11 %) und medizinische Ursachen bzw. Befürchtungen (11 %) die meistgenannten Gründe für den Schwangerschaftskonflikt.
- Materielle Sorgen nannten 6 % der ungewollt Schwangeren als Ursache für ihren Konflikt.
- 42 % der Frauen, die dazu Angaben machten, verfügten bereits über einen sog. Beratungsschein.
- **581 Schwangere haben uns ihre endgültige Entscheidung mitgeteilt. Demnach haben sich mindestens 357 aller beratenen Frauen definitiv für ein Leben mit ihrem Baby entschieden!**

*Ohne Sie undenkbar

Diese Beratung und Hilfe zu leisten war nur möglich, weil so viele Freunde, Unterstützer und Spender an unserer Seite standen. Wir wünschten, wir könnten an dieser Stelle die tiefe Dankbarkeit, die wir erfahren durften, die vielen, bewegenden Zeilen der Freude und ganz, ganz viele zuckersüße Baby-Fotos, die uns erreicht haben, mit Ihnen teilen. Weil dies schwerlich möglich ist, können Sie den ausführlichen 1000plus-Beratungsbericht 2014 telefonisch unter 06221/606 77 00 oder mit einer E-Mail an kontakt@1000plus.de bei uns anfordern.

Bitte spenden Sie für Beratung & Hilfe 2015

Pro Femina e.V. | IBAN DE47 7002 0500 0008 8514 00 | BIC BFSWDE33MUE
Bergstr. 114 | 69121 Heidelberg | kontakt@1000plus.de | www.1000plus.de

1000plus.de[®]
HILFE statt Abtreibung.